Gedichte

von

Samuel Christian Pape.

Begleitet

mit einem biographischen Vorworte

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Tübingen,
bey C. F. Osiander.
1821.

Ex
Bibliot. Regia
Berolinensi.

Inhalt.

Die Zahlen bey den einzelnen Gedichten deuten das Jahr an, in denen jedes gedruckt erschienen ist. Die Zeit der Verfertigung anzugeben, war aus Mangel näherer Kunde nicht möglich.

Samuel Christian Pape. Vorwort von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. — — S. 1

I. Balladen und Romanzen nebst einigen Mythen.

Des Gefangenen Ahndung. 1796. — — 35
Lieb Mary. 1796. — — — — 37
Das Mädlein im Italischen Land'. 1796. — 39
Das Fischermädlein. 1796. — — — 41

Der Harfner. 1797. — — — S. 43
Der ſüße Wilhelm. 1797. — — — 46
Der Königsſohn. 1797. — — — — 48
Die Trauung. 1797. — — — — 50
Der kühne Schiffer. 1797. — — — 51
Die Traurige. 1797. — — — — 52
Die Schäferinn vom Lande. 1797. — — 53
Trennung. 1797. — — — — 54
Die Lautenſingerinn. 1798. — — — 56
Der König Sebaſtian. 1798. — — — 59
Der Jäger. 1793. — — — — 60
Lore. 1799. — — — — — 62
Morpheus. 1800. — — — — — 65
Ulyſſes. 1800. — — — — — 67
Die Florentinerinn. 1811. (1814.) — — — 69
Paris. 1814. — — — — — 75
Ulyſſes. 1819. — — — — — 77

II. Lieder und Elegieen.

Am letzten Abend. 1796. — — — — 81
Des guten Karlos Grab. 1796. — — 83
Das Herzchen von Maguel. 1797. — — 85
Das Lied von den vier Jahrszeiten. 1797. — 86
Erinnerung. 1797. — — — — 88

Die ſchöne Welt. 1797. — — — S. 89
An Sidonie. 1797. — — — — 91
Antwort. 1797. — — — — — 92
Elegie. 1797. — — — — — 93
An den Meiſter. 1797. — — — — 93
Der Friedensfürſt. 1798. — — — 98
An Adolphine. 1798. — — — — 100
Der Jugendtraum. 1798. — — — 101
Warnung. 1799. — — — — 102
Heimweh. 1799. — — — — — 103
Das Paradies. 1799. — — — — 105
Trauer- und Troſtgeſang einer Sünderinn im Gefängniß. — — — — — 107
Nachblick. 1813. — — — — — 111
Von der Nordküſte. 1819. — — — 112

III. Epigramme und vermiſchte Gedichte.

Wie man's nimmt. 1797. — — — 117
Alles aus Nichts, und Nichts aus Allem. 1797 — 117
Kunſt und Natur. 1797. — — — — 118
Der Dichter und die Natur. 1797. — — 119
Herz und Kopf. 1797. — — — — 119
An den Schlaf. 1797. — — — — 119

Die Pileten. 1797. — — — S. 119
An meine Freunde. 1799. — — — 120
Die Abreiſe von Teichbad. 1812. (1814.) — 121
Schwediſches Trinklied. 1798. — — — 133
An die Tobackspfeife. 1799. — — — 135

IV. Anhang, in ungebundener Rede.

Vaterſchmerz. 1812. — — — — 141

Samuel Christian Pape.

Ein biographischer Versuch.

Wenn wir die Wege zum Parnaß betrachten, wie sie uns in den Lebensgeschichten der berühmtesten und zugleich nach ihren persönlichen Verhältnissen bekanntesten Dichter aufgezeichnet sind, treffen wir meist immer auf eine Reihe von schweren Prüfungen, durch einzelne Lichtmomente blendend überstrahlt. Es liegt dieß in der Natur dreier Dinge: in der Wandelbarkeit alles irdischen Glückes überhaupt, in der Eigenthümlichkeit, die nothwendig zu dem Wesen eines jeden mitgehört, welchem die schmerzlich süße Gabe der Poesie zu Theil werden kann, und endlich in der Allgemeinheit, womit grade diese Kunst auf die verschiedenartigsten Seelen einwirkt.

Der erste der angeführten Umstände wird uns Menschen allen zu mannichfach einleuchtend gemacht, um noch ausführliche Erläuterungen zu bedürfen. Höchstens ein beglückter Knabe möchte mit einem kecken Zweifel

dagegen aufstreiten, und doch — im Alter, wo er eine schon lesen gelernt hat, oder gar Schreiben noch obenein, ist ihm das fröhliche Zweifeln wohl bereits gebrochen. Sollte ihm auch weder der Tod ein innig geliebtes Haupt entrissen, noch Krankheit ihm ein solches bedroht haben — er braucht nur seine Lern- und Spielstunden zu betrachten, um sich zu überzeugen, wie bisweilen eigne Schuld, wie sehr oft aber auch unbegriffne Schickung ihn von dem Gipfel schuldloser Freude in die tiefste Betrübniß hinunter drängte, und dann wieder ganz unversehens und unverdient eine günstige Stunde zu heller Lust ihn emporhob, um ihn bald darauf wieder in das früher erprobte Dunkel zurück sinken zu lassen. Ach, er frage sich nur, ob er nicht fast an jeglichem Morgen mit heitern Entschlüssen erwachte, und mit lieben Freudenhoffnungen, und wie oft er am Abende weinend oder — weit schlimmer noch — in verdrießlicher Müdigkeit sein Lager suchte. Oder wenn er dann sich vielleicht schon ausgeweint hatte, und voll sanfter Ergebung sich auf den Schlummer freute, — wie Viel oder wie Wenig war nun erfüllt worden von all den goldnen Hoffnungen des Morgens? Und welche der Hoffnungen hatten sich in der Erfüllung als golden bewährt? —

„Schreibst du für Schulknaben?" fragt hier vielleicht eine höhnende Stimme. — Ich erwiedre: „Ja

und Nein!“ wie ich es wohl in der Regel nicht gern auf Einmal zu erwiedern pflege; aber hier geht es nicht anders. Für die jetzt noch in der Wirklichkeit existirenden Schulknaben schreibe ich so eigentlich nicht, ob es gleich mit Gottes Hülfe eben kein Unglück seyn möchte, falls einem Solchen dies Büchlein in die Hände geriethe. Aber für Erwachsene, die ja auch gleich mir noch individuelle Menschen, d. h. Schüler sind, schreibe ich; für sie, die alle einmal, wo nicht Schulknaben, doch Knaben gewesen sind, und an diesen Erinnerungen leicht besser die innern und ewigen Verhältnisse ihres Lebens abmessen möchten, als an den Momenten, wie sie sich selbst — auch Andern vielleicht — am allerwichtigsten und wirksamsten erscheinen. — Kindeserinnerungen sind klar, weil sie einfach und demüthig sind; Mannserinnerungen nur allzuoft trüb, weil sich Vielheit der Eindrücke, trotziger Hochmuth, und noch nicht verwundnes Wehe mit einzudrängen pflegt. —

Daß aber nun noch der Dichter als Solcher den Leiden der wechselnden Zeit eine leichter zu verletzende Brust bietet, als beinah jeder andre Sterbliche sonst, — wer mag es läugnen, der da weiß, wie schon der herbe Lufthauch ein Saitenspiel verstimmt, ein Sturz ihm den Resonanzboden unheilbar zerschmettert? — Einer der größten, wie auch der heitersten und lebens-

kräftigsten Dichter hat dies in seinem Torquato Tasso mit bewundernswerther Klarheit und Gewalt ausgesprochen. Und wenn wir darin auch deutlich wahrnehmen, wie der Schöpfer eines solchen Gebildes schon längst über die krankhafte Reizbarkeit, die er voll heiterer Ironie zu schildern weiß, hinausgedrungen ist, so gehört dennoch zu dieser klaren Ansicht nothwendig die eigne frühere Erfahrung mit.

Von Wunden weiß nur der allein zu sprechen,
Dem selbst sie quoll'n in blut'gen Lebensbächen.

Und wer sagt Dir, o Leser, wie viele Nachschmerzen der früheren Wunden die benarbte Heroenbrust durchzucken mochten, da er als ein genesener Sieger die klangreiche Darstellung aller Leiden, die Seinesgleichen treffen, hervorrief? — Nur hüte sich der junge Dichter, bei diesem Torquato Tasso in behaglicher Wehmuth immer und immer zu weilen, als sey nun das eben Dichterbestimmung, sich in dem Quell seiner eigenen Thränen zu bespiegeln. Nein, junger Freund! Wende muthig Dein Auge auf den, welcher Dir den Torquato (den Gequälten!) sang, und wenn Du einerseits anmuthigen Trost über Deine Schmerzen und Mängel schöpfen darfst aus so holder Genossenschaft, so sage Dir andrerseits das hohe Beispiel des Meisters, wie auch die herbsten Schmerzen nicht Entschuldigungen der

Mängel sind, sondern besiegt werden müssen sammt ihnen, nicht nur in der Kunst allein, sondern auch im eigensten, rüstigsten, wirklichsten Leben selbst! — Und aus eigener, noch beiweitem nicht vollendeter, aber doch wachsender Erfahrung darf ich hinzufügen: es geht! — vermöge höherer Kraft! —

Doch ach, der innern tiefen Wunden
Bleibt Keiner von uns Allen frei! —

Und dazu trägt noch insbesondere für den Dichter die Allgemeinverständlichkeit seiner Kunst bei. Allerdings an und für sich ein großer Vorzug! Viele der erfreulichsten Kranzeszweige sprießen aus dieser Wurzel empor, und der ächte Dichter empfindet in einem solchen Bewußtseyn die heilige Verpflichtung, seine Gestalten sorgfältig vor dem höchsten Lichte zu prüfen, damit sie in ihrer reichen Verbreitung nicht etwa Boten der Hölle werden statt Boten des Himmels. Aber bei dem freudigsten und demuthvollsten Bewußtseyn einer heilsamen Wirksamkeit und bei der günstigsten Aufnahme, steht doch in Hinsicht kunstgerechter Urtheile über seine Bestrebungen meist immer sein Loos weit hinter dem, des bildenden Künstlers zurück. Hier beschränkt sich der Laie, wie billig, auf den Ausspruch seiner subjectiven Empfindung, und überläßt das kritische Urtheil demjenigen, welcher in die Geheimnisse der Kunst

entweder ausübend, oder doch philosophirend einzudringen vermöchte. Oder sollte auch einmal ein Ungeweihter es wagen, ein paar aufgeschnappte Worte des Mysteriums nachzulallen, — die Unkenntniß der technischen Prinzipien muß sich alsbald verrathen, und aus dem abfallenden Festgewande taucht der anmaßende Unberufene als spaßhaft hervor, das allgemeine Lachen unvermeidlich auf seine verunglückte Maskerade heranziehend. — Anders ist es mit der Kritik poetischer Leistungen. Wie es selten einen Staatsbürger giebt, der nicht meinte, einen Feldherrn meistern zu können, so auch höchst selten einen Leser, der sich nicht als Kritiker über den Dichter stellte. Statt unbefangen hinzunehmen, was ihm geboten wird und ihm behagt, oder sich einfach abzuwenden von dem, was ihm dunkel oder mißfällig erscheint, setzt er sich ohne Weiteres zu Gericht, lobt im ersten Falle, wie der Meister den Schüler lobt, und schilt im letztern, wie der Meister den Schüler schilt. Nicht, daß ihm das Festgewand minder schlecht zu Gesicht stände, als dem unberufenen Kritiker bildender Kunst, aber die Leute merken es weniger, weil die Poesie in ihrer allgemeinen Wirksamkeit und reicher Mannigfaltigkeit weniger bestimmte Regeln der Technik aufzuweisen hat, als die bildende Kunst. Wo sie aber auch dergleichen beibringen könnte, springt

allenfalls der ſelbſtgeſchaffne Kritiker mit gleichen Füßen darüber weg, verſichernd, das ſeyen nur eben pedantiſche Grillen; er habe ſich um dergleichen nie ſonderlich bekümmert, und darin grade liege ein Zeichen ſeiner ganz vorzüglichen Genialität. Oder als Halbwiſſer legt er vielleicht das Maaß einer Ekloge (oder einer Elegie der Romanze und dem Volksliede an, und thut ſomit dar, wie ſein Schuh nicht paſſe, und folglich ganz unbeſtritten der Fuß nichts tauge.

Wo nun dergleichen dem als Dichter bereits Anerkannten begegnet, gehört es zu den unangenehmen, aber an ſich kleinlichen Schmerzen des alltäglichen Lebens, und ſchweigendes Fürübergehen hilft ganz von ſelbſt darüber hinaus. — Wie aber, wo der Dichter bei ſeinem erſten Erſcheinen, noch unbekannt den ächten Kritikern und ächten Kunſtgenoſſen, alsbald von einem ſolchen Angriffe befallen wird? — Sollte ihm auch kein eigner Zweifel an der gottbeſchiedenen Gabe erwachen, — was ja doch mindeſtens in einzelnen ſchwachen Stunden nur zu oft eintreten mag! — ſo hüllt ihn doch das Staubwerfen des Gegners vor dem Publikum in eine entſtellende Wolke, und nimmt ihm den Muth, mit neuen Dichtungen hervorzutreten, indem er zweifelsohne oft durch ſeine anmuthigſten und kühnſten Saitenklänge das „Oho!“ und: „jam satis!“

und ähnliche Lauvelle Kraftsprüche künftiger Recensenten verstummt, und — dafern er nicht bei Zeiten den Entschluß faßt, einstweilen nur für sich und die nächstverwandten Gemüther zu dichten — entweder die ächten Eigenthümlichkeiten seiner Gebilde verwischt, oder endlich in gänzlicher Abgeschlossenheit verstummt.

Und Dichter, Dichter gelobt unter Schmerzen, dagegen die sonderbenannten vielleicht nur Spiel zu nennen seyn mögen! Was giebt es Schrecklicheres, als die Hemmung und Irrung einer edlen Kraft, die nach dem göttlichen Willen des Schöpfers unser eigenthümlichstes und höchstes Leben ausmachen sollte? — Hüte sich Jeder, daß er nicht solch einen Stein in die geistige Blüte seiner Nebenmenschen werfe! —

Unser Dichter, dessen gehaltvollen, aber dem Umfange nach nur kleinen Nachlaß wir hier dem Publikum vorlegen, war sich ein Stein geschleudert.

Bei seinem ersten öffentlichen Auftreten in den damaligen Musenalmanachen, — Institute, denen unsre politischgewordene Zeit jetzt kaum ein augenblickliches Leben vergönnen mag, in denen jedoch zu jener oft prosaisch gescholtenen Zeit sich das lyrische Daseyn vieler unserer edelsten Dichter entwickelte, — aber selbst bei jenen, so vielen edlen Talenten günstigem Auftreten waltete dennoch über unsern Dichter kein günstiger

Stern. War es, daß ein sogenannter Kritiker sich bereits im Preisen berühmter Namen erschöpft hatte, mit einigem Widerwillen gegen so viel unvermeidliche nur heimlich mit bitterm Kraut versetzte Honigschüsseln, — war es, daß wirklich die recht wundersam romantische Poesie des Sängers in ein classisch versteintes oder doch vergipstes Gemüth keinen Eingang finden konnte, — genug: unser begeisterter Romanzendichter ward von irgend einem oder einigen Recensenten behandelt, wie etwa ein umherziehender Volkssänger von einem Schulpräceptor, in dessen Klasse er sich unvorsichtigerweise betreffen ließe.

Dies nämlich ergiebt sich aus dem Erfolge. Die Recension oder die Recensionen selbst habe ich nicht ausfindig machen können. Nur so viel bewieß die That — (oder vielmehr Nichtthat!) — daß unser Dichter zwar keinesweges an seiner Muse selbst verzweifelte, aber doch an ihren möglichen günstigen Erfolgen in der äussern Welt; daß er zwar ihrem süßen Umgange nicht ganz entsagte, aber doch bei weitem minder des Herrlichen aus seinen Liedessaiten hervorlockte, als es ohne solch eine feindselige Störung geschehen seyn würde. Er hat sich gegen seine nächsten Freunde dahin geäußert, ein Dichter, welchem sein erster Debüt durch übelwollende Kritiken mißlungen sey, dürfen eben auf sein ge-

terliches Gelingen in der literarischen Welt mehr helfen.

Und was hat uns der geraufschende Kritiker an die Stelle jener verstummten Lieder gegeben? Ich sage mit voller Bestimmtheit a priori: „Nichts Sonderlich des oder Garnichts!“ Wer die herzenslaute, die phantastischen Schwingungen, die wunderbar hohen Ahnungen in den Dichtungen des verklärten Paye mißverstehen konnte, mochte vielleicht in dem oder jenem prosaischen Geschäft auf erträgliche Weise mitarbeiten, aber zum Dichter war er zuverlässig von jenem Augenblick an verdorben, oder vielmehr überhaupt nicht dazu geboren.

Nicht etwa, daß ich das Wirken in äußern Weltangelegenheiten für etwas dem Dichter Unangemessenes oder gar ihm Unterordnetes erklären wollte. Vielmehr gilt es mir als ein Haupt-Kriterium aller ächter Dichtergabe:

„Der ächte Dichter ist auch stets ein tüchtiger Mensch!“ —

Aber eben deshalb wird auch der tüchtige Mensch sich nie als mitberufener Dichter oder Dichterkritiker (welcher zweite Beruf sich wohl nur in höchst seltenen Fällen vom ersteren trennen läßt) mit eindrängen; sow-

dern entweder auch darin tüchtig seyn, oder gar nicht in diesem Felde erscheinen. —

Dabei geht nun von meinem eigenen Geiste die Frage auf: „wie aber, wenn jener von Dir so bestimmt a priori als Kritiker verworfene Mann dennoch ein Ehrenmann wäre vielleicht auch ein Dichter so gar?" —

Was das Erstere betrifft, so schlag' ich an meine Brust, und spreche: „wir alle sind arme Sünder!" — Wer weiß, wie eine dunkle verdrußdurchwebte Stunde auch ein edles Gemüth verstimmen kann, daß ihm das Schöne wie ein Zerrgebild erscheinen muß! Freilich geht daraus nur noch eindringlicher die Warnung hervor, wie zart und fest ein Kritiker seine Wage handhaben soll.

Wie wenig aber der verwerfende Zelot ein Dichter war, geht aus dem Umstande hervor, daß ihm die Lieder des seeligen Pape das Dunkel einer ungünstigen Stunde nicht aufzuhellen, den Verdruß derselben nicht hinwegzubannen vermochten. In fast allen Gesängen unsers Sängers wehnt eine unaussprechliche Süßigkeit der Wehmuth, eine zwar irdisch unbefriedigte aber für die Ferne desto lieblicher verheißende Sehnsucht, eine Fülle der Ahnung endlich, wie sie sich, neben den Meisterwerken unsrer größten Dichter in ähnlicher Gattung, nur in ächten Volksliedern einer ältern Zeit noch vor

finden mag. Dabei sind die Ausdrücke höchst eigenthümlich, fast dem jedesmaligen Gefühle angemessen, und führen so das zarte Duftgewebe vor dem Verschwimmen in neblichte Ungestalt. Wir dürfen dabei an keine Schattenbildung Loda's denken, wie sie vor dem kräftigen Schwerdtblize Zingals — Luft in Luft — zerstob. Hier zucken kraftvolle Blize durch das Thaugewölk, und ein Zauberweister hat es in edle Formen gebannt, die durch keinen Klingenschwung und durch keinen Sturmeshauch zu verstören sind. —

Wenn wir nehmen den gediegensten Dichtungen auch andre von mindrer Vollendung aufnehmen, — dem Unterzeichneten war die kräftige Unterstüzung von dem nachgelassenen jüngsten Bruder des Seeligen, Herrn L. M. H. Pape in Tübingen, zu Theil, — so entschuldige uns der Wunsch, nichts von dem uns theuern Angedenken untergehn zu lassen, und die zuversichtliche Hoffnung, verwandten Gemüthern werde auch in den mangelhaftern Kunstwerken die Idee des Dichters aufgehn, und eine Ahnung von der schönern Gestaltung, die er ihnen bei einem fröhlichern Gange seines schriftstellerischen Lebens verliehen hätte. Es ist nicht des Amt des Vorredners, die Erscheinungen, welche der aufgehende Vorhang offenbaren soll, kritisch zu würdigen. Nur werde hier noch angedeutet, daß die Briefe

an Sidonia eben nur als Briefe aufgenommen wurden. Man lieſt ja dergleichen — wo ſich ihre öffentliche Bekanntmachung mit Sitte und Zartheit vereinigen läßt — billig gern von edlen Entſchlafenen. Daß hier der Dichter in heitrer Vertrautheit mit Reim und Sylbenzählung metriſch geſchrieben hat, wird hoffentlich dem Intereſſe für die anmuthige Mittheilung keinen Schaden thun. — Dagegen erſcheint auch ein proſaiſcher Aufſatz, der — wenn gleich nicht in Briefesform abgefaßt — doch als ein unbewußter Brief an gleichfühlende Herzen angeſehn werden mag.

Die äußern Lebensumſtände des Verewigten trage ich in folgender Darſtellung nach, wie ſie mir durch die Mittheilungen ſeines Bruders aufgegangen ſind, deſſen Kritik dieſe Blätter auch vor dem Druck unterworfen werden ſollen. Ich habe nie in dem mindeſten unmittelbaren Verhältniſſe zu dem Sänger geſtanden, deſſen Liederklänge mich bereits als Knaben mächtig erregten, ſo wenig des Wiederhalles auch meine Freude und Bewunderung damals fand! Des Sängers, den ich als Mann mit ſehnenden Zitherklängen ſuchte! — Da erfuhr ich, er ſey geſtorben. — Möge diesmal ein ſchöneres Gelingen die Aeußerungen meiner Liebe und Sehnſucht begleiten, das gleiche Gefühl in manch einer gleichempfindenden Seele weckend! —

Samuel Christian Pape ward 1774 am 22sten November zu Lesum im Herzogthum Bremen geboren, wo seine Mutter, die Gattin des Prediger Henrich Pape zu Vulsbüttel, einem Herzogl. Bremischen Dorfe, bei ihrem Vater, dem Pastor Lappenberg Wochen hielt. Der Vater des Knaben, Sohn des Notarius Johann Pape, war im Jahre 1745 zu Bremen geboren, und seit dem Sept. 1771 Prediger im obgedachten Orte. Er hat sich als theologischer Schriftsteller bekannt gemacht, und seine zahlreichen Arbeiten in dieser Gattung zählt Rotermund in seinem kleinern Gelehrtenlexicon S. XCI auf. (beiläufig gesagt, giebt er daselbst irrig das Jahr 1770 für den Amtsantritt des Henrich Pape an). Die poetischen Gaben, welche späterhin wechselndes Wehl und Weh über den Lebenspfad unsres Dichters ausstreuen sollten, waren auch seinem Vater nicht gänzlich fremd. Doch erwachte dieser Quellborn meist nur bei besondern Veranlassungen, wie es denn auch wohl öfters in Familien vorzukommen pflegt, daß die Aeltern oder Vorältern und Stammverwandten sich als Gelegenheitsdichter einzelne Blümlein aus dem Garten der Poesie zogen, bevor es einem

Sohn oder sonstigen Nachkommen beschieden ward, die Hauptkraft seines Erdendaseyns an den leichtscheinenden und doch so ernst und schwerwiegenden Beruf zu setzen. Doch sah schon unsres Dichters Vater sich zu einer hochwichtigen Anwendung seiner Gabe berufen, indem er sieben geistliche Lieder zu dem Bremen-Verdenschen Gesangbuch dichtete (Nro. 548. 727. 785. 814. 822. 828. 898.) und einige ältere umänderte. Die Befugniß zu dem letztern Unternehmen ist freilich allemal eine höchst eingeschränkte, doch kann grade die Heiligkeit des kirchlichen Gesanges im Fortschritt einer lebenden Sprache bei unverständlich oder anstößig gewordenen Ausdrücken dergleichen gebietend erheischen. Soll man lieber kraftvolle, gottbegeisterte Kirchenlieder ganz zurücklegen, als sie mit bescheidener Hand in das Leben der jetzigen Zeit einführen? Nur eine abergläubische Verehrung des Altväterlichen oder eine leichtsinnige Verwerfung desselben — wie oft doch führen die entgegengesetzten Irrthümer auf das gleiche Resultat! — können gegen eine solche Annäherung des Schönen aus der Vorwelt an die Gegenwart eine verwerfende Stimme erheben. —

Wie nun die poetische Kraft des Knaben sich an den Versuchen des Vaters in ähnlicher Gattung aufranken und beleben mochte, wurden diese Eindrücke noch dadurch verstärkt, daß sein Großvater mütterlicher Seits mehr

rere schöne geistliche Lieder gesungen hätte, und daß seine Mutterbrüder, beide gleichfalls der Dichtkunst nicht abhold, bisweilen sein väterliches Haus besuchten. Das war aber auch fast der ganze Umgang gebildeter Gattung, worauf seine Aeltern angewiesen waren. Rings um ihren Wohnort dehnte sich die einsame Haide in [illegible] aus, ein Anblick, der verwöhnteren Augen wohl äußerst unpoetisch vorkommen mag. Für den geborenen Dichter aber giebt es eigentlich nichts absolut Unpoetisches, — wenigstens nicht in den Werken der Natur. Ich glaube es mit Bestimmtheit zu ahnen, wie eben dieser öde Gesichtskreis, nur durch die wechselnde Erscheinungen des Wolkenhimmels oder durchziehende Heerden und einzeln vorüberziehende Wanderer belebt, viele der wundersamsten und eigenthümlichsten Klänge in unsers Dichters jungfer Seele weckte. Daher wohl größtentheils mit diese ernste und in tiefer Wehmuth so unaussprechlich holde Sehnsucht! Dieser nach dem Himmel gerichtete Blick! Dieser heimathliche Herrlichsinn, die väterliche Wohnung liebend, wie der Bewohner der Wüste Sarah eine lächelnde Oasis liebt! Dies kühne und doch so zarte Heraufbeschwören vorüberschwebender romantischer Gebilde! Auch Ossian ließ ja gern seine begeisternden Harfenklänge über das Farrenkraut der Haide hinrinnen! — Auch ward Ossian der erste und

höchste Lieblingsdichter unsers Freundes, dem er selbst die späterhin sehr von ihm geliebten Stolbergе unterordnete.

Bis zum Jahre 1783 verlebte der auf lühenze Dichter seine Tage in diesen Umgebungen, einem einsamen Haideblümchen vergleichbar. Nach allen eingezogenen Nachrichten war er ein wunderschöner Knabe, in kräftiger Fülle der Gesundheit blühend, die so gern bei tiefern Gemüthern einem elegischem Gefühl Raum zu gönnen pflegt, der Empfindung des Reichen oder Ruhmgekrönten vergleichbar, welchen ein höheres Ahnen die Nichtigkeit aller irdischen Dinge zuflüstert. — Dabei — und wohl auch daher — regte sich bereits in dem Knaben eine seltsame Neigung zum Wechsel. Keinem Tische, keinem Bücherbrette, sofern sie von ihm abhängig waren, konnte er lange ihre Stelle gönnen. Selbst als Mann hat er seine Kleider und sonstigen Sachen immer bald wieder verkauft, um sich andre dafür anzuschaffen, und sobald er in seinen Kinderjahren mit andern Schulknaben in Verbindung trat, waren seine Bücher einem beständigen Tauschhandel unterworfen.

Diese geselligere Periode seines Lebens trat mit seinem neunten Jahre unter der oben angeführten Jahreszahl ein; wo sein Vater nach Visselhövede im Fürstenthum Verden versetzt ward. Dieser Flecken liegt

zwar gleichfalls in Mitten einer sandigen Heidegegend, doch wird er in der nächsten Umgebung durch Saatfluren, Wiesenthäler und Waldungen verschönt, und erscheint dem Auge freundlich. Wie besonders freundlich wohl erst dem Auge unsers heranwachsenden Dichters, voll reicher Empfänglichkeit für jederzeit heitern oder ernsten Ernst der Natur, und durch die frühesten Anschauungen seiner Kindheit keineswegs verwöhnt, also gewiß in diesem blühenden Schatten ein Paradies ahnend und findend! Wohl mochte ihm besonders der dortige Kirchhof wunderbar erscheinen, der, übrigens nach ganz gewöhnlicher Art von Häusern umbaut, in seiner Mitte eine etwan acht Fuß tiefe Senkung zeigt, mit Weiden und Hainbuchen umpflanzt, in einer Breite von 15 bis 20 Schritten und ungefähr verdreifachter Länge. Am hölichen Ende dieser Vertiefung entspringt unter den Gräbern hervor ein klarer lauter Quell, die ganze Senkung bewässernd, und so, mitten unter Todeshügeln, die blühendste Wiese schaffend, und jenseit des Orts durch weitgedehnte, grasige Auen in solcher Kraft hinfließend, daß er schon binnen einer Entfernung von 15 bis 20 Minuten eine Mühle treibt. Was mag der junge Dichter an jener seltsamen Stelle wohl Alles geträumt, gesonnen haben, — wohl auch gehofft! — Wie das letztere denn Neu-

ſcheunatur überhaupt iſt, und vielleicht poetiſche Natur noch ganz insbeſondre. Das Leben wollte ihm nur wenig von ſeinen roſigen Träumen erfüllen. Hino illae Lacrymae! — „Das Leben ſey Ihnen ſo freundlich als die Muſe!“ wünſchte einſtmal Jean Paul in einem Briefe an mich, und ſo möchte man es wohl jedem Dichter wünſchen. Aber wer darf in einer Welt, wie ſie vor unſern leiblichen Augen liegt, auf die Erfüllung rechnen wollen! —

Im Herbſte 1783 — alſo in ſeinem eilften Jahre — kam unſer Freund mit ſeinem ältern Bruder (der noch jetzt als Advocat in Nethen an der Aller lebt) nach Bremen auf die Schule. Der väterliche Unterricht hatte Beide zur Aufnahme in Secunda reif gemacht, wobei ſie blos Eine Heimath mit der andern zu wechſeln ſchienen, denn ſie bewohnten dort das großväterliche Haus. Dennoch, wie der Menſch nur Eine himmliſche Heimath hat, iſt ihm auch nur Eine irdiſche beſchieden. Nichts kann uns den eigentlichen Vaterheerd erſetzen, und der Unbeglückte, welcher dieſen verlor, wankt unſicher und oft geblendet, mit oftverletzten geiſtigen Schwingen umher, bis ſich die ewige Heimath ihm tröſtend aufthut. — Unſer Samuel Pape und ſein Bruder holten ſich in jeder Ferienzeit Lebenskraft und Lebensfriſche am väterlichen Heerde, und die

Treuherzigkeit, mit welcher das geschah, spricht sich in einem Briefe vom Anfang des Jahres 1809 aus, welchen er an seine Stiefmutter schrieb. Seine rechte Mutter hatte er früh verloren, und Jene lebte um die Zeit des höhern Feriensuchs noch als Haushälterin und Erzieherin, seit den frühesten Jahren herzlich von ihm geliebt, im Hause seines Vaters. Er schließt sein erwähntes Schreiben an sie mit diesen Worten:

„Auf allen Fall aber bleiben Sie nur immer meine liebende Mutter, und schreiben Sie mir recht bald einmal wieder und vergelten nicht mein langes Stillschweigen. Lieben Sie mich wieder so herzlich, als in den glücklichen Zeiten, da ich noch in Bremen auf der Schule war; und um mir das zu beweisen, lassen Sie künftig das Sie weg, und nennen mich Du und Ihren Samuel, denn das wünsche ich immer zu bleiben."

Im Jahre 1791 verließ er mit seinem Bruder die Schule, und während dieser nach Jena reiste, blieb Samuel in Wilhelmsdorf, wo er einige Jahre unter Aufsicht seines Vaters den Studien, vorzüglich der hebräischen Sprache, widmete.

Um diese Zeit erschloß sich sein Herz vielleicht zum erstenmale der Liebe. Friederike D., ein höchst anmuthiges Mädchen, von der ländlichen Greise und Greisin-

nen noch mit Begeisterung reden, war die nahe Freundin von Samuels Schwestern, und der dichterische Jüngling sang ihr wohl manches Lied. Nahe jedoch lag der zartesten und reinsten Süßigkeit seines jungen Lebens der herbste Schmerz. Das holde Wesen welkte langsam an den Leiden der Schwindsucht dem Tode entgegen. Zwar als unser Freund um Ostern 1794 zur Universität nach Göttingen abging, verließ er die Geliebte noch lebend, und fand sie auch noch wieder, als er in den Michaelisferien das Vaterhaus besuchte. Aber der ernste Spätherbst, welcher so manchen Kranken dieser Gattung mild aus dem ängstigenden Lebenskampfe zu lösen pflegt, rief auch bald darauf (im November) die holde Friederike zu höherm Leben ab. Da sang der schmerzbewegte Dichter das Lied aus unsrer Sammlung:

„In die Fremde muß' ich scheiden,
Weh mir! Im Septembermond."

Die hohen Pappelbäume und die Laube, deren das Lied erwähnt, schmücken, ihren Sänger überlebend, noch jetzt den Garten zu Wisselhövede. — Von den übrigen Dichtungen gehören nach der Vermuthung des jüngsten Bruders noch: Erinnerung, und an Sidonie *)

*) Der Name Sidonia schien dem Dichter besonders lieblich zu tönen. Auch der Freundin, an welche die früher erwähnten poetischen Briefe gerichtet sind, gab er ihn in noch weit späterer Zeit.

in ihrer Todeskrankheit, dieſem zarten Verhältniß an. — Eine ältere Schweſter bezeugt den tiefen Eindruck, welchen unſres Freundes weiches Gemüth durch das Hinſcheiden der holdſeeligen Jungfrau empfing. Ja wohl holdſeelig! Wir können ſo reine, frühabgerufene Engelsſeelen mit keinem treffenderen Beiwort bezeichnen. —

In eben dieſem für ihn — (und durch ein ſeltſames Zuſammentreffen auch für ſeinen jetzigen Biographen, der damals im Rheinkriege die erſten Waffen trug!) — ſo bedeutſamen Jahre 1794 gab ihm auch ſein Vater die frühergenannte Freundin und Pflegerin zur Stiefmutter.

Er blieb drei Jahre in Göttingen, und im dritten (1797) erſchien dort die Schrift: „Hiob überſetzt. Ein Verſuch von S. Ch. Pape, mit einer Vorrede von Eichhorn begleitet.“

Man ſieht, unſer Dichter hatte ſein ernſtes Berufsſtudium keineswegs der Poeſie untergeordnet, wie denn überhaupt wohl in der Regel, der ſchon früher ausgeſprochenen Bemerkung analog, eine ſolche Treue und Tüchtigkeit zu den ſicherſten Kennzeichen gehören mag, an welchen man die ächte, nothwendige Dichterbegeiſterung von der blos ſcheinbaren und angeflogenen unterſcheiden kann. Das wußte Klopſtock wohl, als er den werdenden Jüngling Friedrich Stolberg bei der Leſung

eines antiken Dichters in französischer Uebersetzung be" traf. „Und Sie lesen ihn nicht in der Ursprache?" fragte der Barde ernst. Da erglühten die Wangen des Knaben-Friedrich, und bald bewiesen seine philologischen Fortschritte, wie nahe die ächte Muse mit der Gründlichkeit in allen Dingen verwandt ist.

Rückgekehrt in die Heimath, verlebte unser Samuel einige trübe Monde. Bereits im Jahre 1795 (am 18. October) hatte sein Vater durch eine furchtbare Feuersbrunst Alles, auch seine auserlesene Bücherſammlung von 3500 Bänden verloren, und mußte sich bis zur Vollendung des neuen Pfarrhauses in der kleinen Wittwenwohnung behelfen. Dort fehlte es an Raum für unsern Freund, weshalb er sich in eine Bürgerwohnung einmiethete, seine Studien dort einsam und melancholisch fortsetzend.

Wieder also eine Zeit der stillen Wehmuth! — Dennoch blieb seinen Verwandten und Freunden der tiefschwermüthige Zug in seinem Charakter unerklärbar, und er gerieth wohl gar, auch bei ihm innig nahen Gemüthern, in den Verdacht, als erweckte er absichtlich traurige Gefühle in seiner Seele, weil es ihm anmuthig scheine, sich vor sich selbst als leidend und gedrückt hinzustellen. — Allerdings giebt es, mit den Engländern nach Ossian zu sprechen, eine Empfindung,

die man the joy of grief nennen kann, — Lust an der Wehmuth! Und schlimm wohl stände es um weiche und vielduldende Gemüther, wenn nicht Gottes Vatergüte solch einen Linderungsstrom durch das geheimste Innre unsrer Seelen ergossen hätte. Man hat es auch — und keinesweges ohne Grund — Mitleiden mit sich selbst genannt. Aber dem gläubigen Sinne geht noch ein höheres, unendlich erfreuendes Geheimniß aus dieser wunderbaren Empfindung auf. In ihr spiegelt sich die Liebe Gottes für uns, die über Alles reine und seelige Liebe, die auch das Theuerste dahingab, um uns aus endlosem Sündenelend zu erretten, zu erheben uns in den endlosen Genuß himmlischer Freude und Herrlichkeit! Ja, wir fühlen es in den Stunden seeliger Wehmuth: über uns wachet ein liebendes Auge, mit uns fühlt ein zärtliches Herz, liebend und zärtlich und erbarmend, wie wir es nur selten in unsern versteinten Sinnen zu ahnen verstehn, und wie es uns keine — selbst nicht die edelste und innigste Menschenseele in auch nur ähnlichem Maaße zu schenken vermag. Wir empfinden den himmlischen, den reinen, den ewigen Freund, und seelig sind, die da weinen, denn Seine, ja Seine Hand wird ihre Thränen abtrocknen! —

Leider zwar kommt dieses himmlische Gefühl in den wenigsten Fällen zur klaren Bewußtheit. Doch läßt sich

eben da die göttliche Liebe mit desto gerührterem Dank erkennen, wo sie nicht allein dem Gläubigen, sondern auch dem Irrenden, dem Weltlichgesinnten, dem Götzendiener, dem Lüstling selbst schon die Erstlinge ihrer seeligen Freuden zu kosten giebt, mitten unter den herben Schmerzen, welche diese abgefallne Welt ihm bereitet, ob ihm vielleicht durch die süßen Tröstungen das innere Auge aufgehn wolle, oder doch auf daß er sich nicht gänzlich lossreiße von der wunderbaren Retterhand, sondern in ihm ein himmlischer Funke wach bleibe, der sich dereinst anbrennen lasse zum ewigen Licht. —

Von unserm Freunde, der in seinen theologischen Studien und in dem frommen Sinn seines Vaters, wie auch in dem Tode der Geliebten und dem Verlust der väterlichen Habe Winke genug zu dem empfing, was einzig noth ist, — von ihm dursen wir hoffen, daß er jene Stunden der Wehmuth im ächten Sinn zu würdigen und zu nutzen verstanden habe. Doch wollen wir auch darüber keineswegs mit seinen Freunden rechten, daß nicht bisweilen eine poetische Verletzlichkeit, ein anmuthiges Hinträumen und Hindämmern in seinem Gram, und ähnliche Dichter-Unarten — abermal an Goethes Tasso erinnernd — ihren Theil gehabt haben mögen an mancher thränen- und klagenreichen Stunde seines Lebens. Aber nur ihren Theil!

Und nur bisweilen! Das eigentliche Wesen seiner sogenannten Melancholie begründete sich zweifelsohn viel tiefer, — und viel höher zugleich. Eine Behauptung, in welcher ich ja auch voraussetzen darf, mit jenen Freunden vollkommen einig zu seyn. — Auffallender noch mochte vielen Bekannten der elegische Ton in mancher Dichtung des armen Samuel vorkommen, wenn sie ihn als Jüngling und Mann noch immer blühend und schön vor sich sahen, mittlerer Statur, aber breiter Brust, — die sein nachheriges asthmatisches Uebel nicht ahnen ließ, — braunen, krausen Haarlocken, und anmuthig frischer Gesichtsfarbe, in Gesellschaften heiter und überhaupt muntern Temperamentes. —

Aber wie viele Menschen haben schon unter'm Lächeln innerlich geweint! Und oft mag es vorzüglich dem Dichter begegnen, daß er — seine innre Wehmuth zu heilig haltend, um sie gleichgültigern Blicken zu erschließen — das leicht angeregte Gemüth in muntern Kreisen zur Lustigkeit stimmt, bis es ihn zu fröhlichen Witzspielen und kindischen Tändeleien hinreißt, worüber er nachher unter den Thränen, die seinen Schreibepult oder sein Lager netzen, wohl selber erstaunen mag! — Dann schreiben ihm die Menschen, vielleicht halb beneidend, eine rosenfarbene Laune zu, indem er schmerzhaft lächelnd in sein von Trauernebeln umwalltes, oft

ihm nächst Gott nur ganz allein bekanntes, trübes Innre hineinschaut. —

Die äußern Umgebungen wollten unsern Freund noch immer nicht fröhlicher ansprechen, denn als er am Ende des Jahres 97 als Hauslehrer bei'm Prediger Sartorius zu Grasbergen (Amt's Ottersberg im Herzogthum Bremen) angestellt ward, mochte er wohl in der Familie Alles recht freundlich und gut finden, aber der einsame Ort von nur 2 Feuerstellen zeigte ihm wieder ringsumher nur Moor und Himmel, und weit umher bestand die Nachbarschaft nur aus Bauern. Ein lieber, wackerer Stand, der viel des Schönsten aus guter Vorzeit in sich aufbewahrt hat, aber doch dem wissenschaftlich gebildeten Jünglinge nicht zum Umgange genügen konnte, wenn er auch vielleicht bisweilen dem Dichter manchen tief und zart empfundenen Anklang verlieh! —

Bis in diese Jahre hinein müssen die mehrsten seiner poetischen Bekanntmachungen und die ungünstigen Recensionen derselben fallen *); doch geben die mir mitgetheilten Notizen keinen genauern Bericht darüber.

Ueberhaupt begränzen sich diese Kunden — wie das

*) Man sehe die im Inhalte angegebenen Jahrzahlen der Bekanntmachung der einzelnen Gedichte. L. M. H. Pape

Verhältniß des immer selbstständiger werdenden Mannes zu seiner Familie es natürlich gestaltet — aus den Mittheilungen seiner Angehörigen von hier an auf immer gedrängtere Resultate. Wir erfahren also für jetzt nur, daß unser Freund im Jahre 1799 am 6ten Mai vor dem Consistorium zu Stade sein Examen bestand, und 1800 um Ostern bei'm Justizrath von Spilker zu Stade eine Hauslehrerstelle annahm, worauf er 1801 am 12ten April als Adjunctus des 3 Tage nachher verstorbenen ersten Predigers Johann Mathias Schneider, zu Nordleda im Lande Hadeln eingeführt ward. Diese erledigte Stelle empfing, als Pastor primarius erwählt, der ebelem zweite Prediger, Ludwig August Lerche, und zugleich ward unser Freund als Pastor secundarius der Gemeinde vorgestellt. — Schon im Jahre 1801, am 21ten Junius, hatte er sich mit des jetzigen Primarius Tochter, Johanne Gustave Amalie Lerche, vermählt, geboren am 17ten Sept. 1783. Die Verwandten unsers Dichters bezeugen, diese Gattin habe ganz für das Glück ihres Mannes gelebt, ihm in reiner, unschuldiger Liebe ihr gesammtes Seyn dahingebend. Zwei Söhne und zwei Töchter gebahr sie ihm, doch beide letztern welkten hin in ihrer besten Lebensblüthe. Der ihn vorzüglich betrübende Tod der Aeltern hat vielleicht die in ungebundener Rede hier mit erscheinende

Dichtung Vaterschmerz erzeugt. — Im Jahr 1808 am 17. Jul. raubte er auch an der Schwindsucht, derselben Krankheit, die ihm schon früher die zartgeliebte Friederike geraubt hatte, — seine holde Gattin. Wie tief ihn ein solcher Verlust gebeugt habe — lässt es uns lieber ahnen, als erzählen. Am 26ten Februar 1809 schrieb er darüber an seine Schwiegermutter Folgendes:

„Was denken Sie wohl, dass ich Ihren letzten Brief so äußerst lange habe unbeantwortet gelassen? ich muß mich wirklich über mich selbst wundern, wie ich das konnte. Aber denken Sie Sich einmal in meine gegenwärtige Lage, um mich einigermaaßen zu entschuldigen. Erstens bin ich jetzt, seitdem ich Wittwer bin, so äußerst hypochondrisch, und dabei so träge und faul, als ich nie gewesen bin, so daß ich mich kaum überwinden kann, die allernöthigsten Geschäfte zu thun." — Und weiterhin in demselben Briefe: „Ich bin übrigens jetzt ziemlich gesund, nur abgerechnet meine starke Hypochondrie, wie es in meiner gegenwärtigen, traurigen Lage und an dem hiesigen einsamen Ort nicht anders seyn kann." —

Späterhin — am 15ten May — schrieb er in einem Briefe an die geliebte verwittwete Schwiegermutter — (seinen 1805 war sein Vater zu einem bessern Leben abgerufen worden) abermal:

„Adieu, liebe Mutter! Ich erwarte Sie gewiß mit großer Sehnsucht. Wer, so wie ich, unter lauter fremden Menschen lebt, verlangt endlich einmal recht sehr nach einem theilnehmenden mütterlichen Herzen, an welches er das Seinige ausschütten kann. Nun noch Einmal adieu, liebe Mutter! ich umarme und küsse Sie in Gedanken recht herzlich!" —

Unrecht hätte es mir geschienen, auch die gewöhnlichern Worte seiner Herzensergießungen auszulassen. Mir wenigstens ist es, als wehe und flüstere auch darin sein weicher liebevoller Geist der nicht nur, wie hier, den Nahverwandten, sondern auch im täglichsten Leben den entferntern Seelen voll Theilnahme an ihren Leiden, voll Dienstfertigkeit zu ihrer Hülfe kund ward und eine besondre Lust daran fand, seine Bekannten durch Geschenke zu erfreuen. Mir scheinen auf ihn die rührenden Worte des seeligen Schubart ganz vorzüglich zu passen:

„Von eignen Kümmernissen,
Von fremdem Gram zerrissen,
Bebt doppelt jeder Schlag
In jeder Nerve nach!" —

Gegen das Ende des Jahres 1809 ging unserm vielgeprüften Freunde ein neuer Stern der Hoffnung für irdisches Lebensglück auf. Am 9ten October knüpfte

er zu Bremen einen Ehebund mit Jungfrau Juliane Marie Elisabeth, geboren am 19ten Sept. 1787, der jüngsten Tochter des ebenerwähnten Prediger Schneider zu Nordleda, die noch jetzt als seine hinterlassene Wittwe lebt. Er selbst sagt von ihr in einem Briefe:

„Ich habe sie noch im ersten Jahre (seiner Amtsverwaltung) confirmirt, und nachher sechzehn Jahre lang fast einen täglichen Umgang in ihrem Hause gehabt, und kenne sie also genau. Vor 1 1/2 Jahren zog ihre Mutter nach Bremen. Ich habe immer viel von ihr gehalten, und auch sie von mir."

Es schien als solle das Leben unsres Freundes sich nun um so günstiger und heiterer gestalten, da seine neu erwählte Gattin ihm einen Sohn und zwey Töchter gebar. Aber nur die beiden letztern haben ihren Vater überlebt, (und die ältere von ihnen ist ihm auch schon gefolgt an der Hand des Todes,) so daß wiederum herber Schmerz am Grabe ihm seine erblühenden Freuden vergällte. Dazu ergriff ihn selbst eine immer steigende, mit den schrecklichsten Peinigungen verbundene Brustkrankheit, an welcher der bis dahin blühend schöne Mann sichtlich dahinwelkte. Er ward finster, niedergeschlagen, — beinahe menschenscheu. —

Hätte seine Muse den verschwenderischen Anklang, dessen sie würdig war, in den Herzen und Geistern seiner Lan-

teilgenossen gefunden, — wie anders vielleicht hätten ihn seine Schmerzenstage noch angelächelt! Aber so! —

Lasset uns den Blick abwenden vom drückenden Wehe seiner letzten Jahre. Es steht nicht mehr bei uns, ihm auch nur Einen Lebenstropfen in den Becher seiner Leiden zu träufeln, denn dieser herbe Becher ist geleert.

Am 7ten April 1817, Morgens gegen 6 Uhr starb unser Freund an einem durch sein langwieriges Kränkeln herbeigeführten schlagartigen Zufalle.

Friede mit dir, du holde, du schmerzlich zertrümmerte Laute!
Liebe ge[illegible]schen Volks deinem nachhallenden Klang!
Ach, und wer dich sich erfreut, — er denk' es erweichteren Sinnes:
„Lieb' ist belebende Luft jeglichem Dichtergemüth!"

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

I.

Balladen und Romanzen

nebst

einigen Mythen.

Des Gefangenen Ahndung.

Auf Sanct Marien Kirchhof,
Da blick' ich gar gemach;
Drey Männer sehn so traurig —
O Thurmer, wie so schaurig!
Ist wahrlich dort ein Grab!

„Ich seh' drey Junggesellen
Mit Spaten in der Hand,
Sie pflanzen dort in Reihen
Am Kirchhof junge Maien
Wohl zur Karellenwand."

Auf Sanct Marien Kirchhof,
Da hör' ich Grabgesang;
Das hallt so dumpf und traurig —
O Thürmer, wie so schaurig!
Ist wahrlich Todtenklang!

„Ich hör' von ferne läuten
Durch Regen und durch Sturm;
Ich hör' die Jungfraun singen,
Die Feierglocken klingen
Wohl vom Kapellenthurm."

Auf Sanct Marien Kirchhof,
Da weht ein ſchwarzes Tuch;
Die Menge wallt ſo traurig —
O Thürmer, wie ſo ſchaurig!
Iſt wahrlich Leichenzug!

„Ich ſeh' den Pfaffen wallen,
Den Kirchenſteig hervor;
Ich ſeh' die Menge gehen,
Frohnleichnamsfahnen wehen
Wohl am Kapellenthor!"

O nein, o nein! ſie ſenken
Den ſchwarzen Sarg hinab;
Die Sterbeglocken hallen,
Die Grabgeſänge ſchallen —
Iſt meines Liebchens Grab!

Wohl über wenig Tage,
Ein Tag iſt bald vorbey,
Dann klagt nicht mehr der Ritter
Im dunkeln Sclavengitter,
Dann bin ich los und frey!

Auf Sanct Marien Kirchhof,
Da ſehn' ich mich hinab;
Bald ſiehſt du, Thürmer, traurig,
Von deiner Warte ſchaurig
Auch auf des Ritters Grab!

Lieb Mary.

Wohl an dem Rasenhügel hin,
Da ging ich still hinab;
Ich fühlte nur der Liebe Sinn,
Das trieb mich auf und ab.

Wohl an dem Wiesenbach entlang,
Da wandelt' ich im Hain;
Ich fühlte nur der Liebe Drang,
Das quälte mich allein.

Wohl in des grünen Angers Klee,
Da wankt' ich hin und her;
Ich fühlte nur der Liebe Weh,
Das drückte mich zu schwer.

Lieb Mary lag im stillen Thal,
Und blickt' ins dunkle Gras,
Sie härmt' im Abendsonnenstrahl
Ihr schönes Auge naß.

Lieb Mary lag am kühlen Born,
Der rieselte so hell,
Sie beug sich an den Hagedorn,
Und weinte in den Quell.

Lieb Mary lag auf ihrem Knie,
Und klagte bitterlich,
Nichts rund umher gewahrte sie,
Sie betete für mich.

Da war's um mich, als würde mir
Der Himmel aufgethan,
Als betete ein Engel hier
Den Vater für mich an.

So wehmuthig und inniglich,
So lauter all mein Sinn;
In meinem Taumel stürzt' ich mich
Zu Mary's Füßen hin.

O meine Mary, meine nicht
Die bleiche Wange naß!
Schau' her mit deinem Angesicht,
So krank und todtendlaß!

Will trocknen deinen Kummer schwer,
All deine Thränen ab!
Sollst so nicht weinen nimmermehr,
Von nun an bis in's Grab.

Will wieder heiter küssen dich,
Du Mündlein rosenroth!
Sollst nimmer klagen über mich,
Von nun an bis in Tod.

Will von dir nehmen alles Leid,
Und tragen deinen Schmerz,
Und lieben dich in Ewigkeit,
Du gutes, frommes Herz!

Das Mädlein im Italiſchen Land'.

„Ich bin ein Welſcher Rittersmann,
So ritterlich und treu,
Ich wage Leib und Leben dran
In Schlachten und Turney.
Gib, Mädlein, mir die Hand!
Im ganzen weiten Italiſchen Land'
Iſt Keine ſo gut, wie du!" —

„O Ritter, wenn mein Herz mir bricht,
Und ſterb' ich ungefreit,
So mag ich doch den Fürſten nicht,
Hat er wohl Land und Leut';
Hat er wohl Gold, wie Sand;
Im ganzen weiten Italiſchen Land'
Iſt Keiner ſo gut, wie du!"

Sie ging in ihres Vaters Park,
Sie brach den reifen Mohn.
Ach! Mädchenlieb' iſt kühn und ſtark,
Siegt über Vaterdrohn,
Siegt über Gold und Stand —
Im ganzen weiten Italiſchen Land'
War Keine ſo treu, wie ſie!

Sie nahm den ſüßen Zaubertrank
Mit frommem Dulderſinn.
In todesgleichen Schlummer ſank
Das holde Mädlein hin.

In ihrem Nachtgewand —
Im ganzen weiten Italiſchen Land'
Schlief keine ſo feſt, wie ſie!

„O weh, o weh mir armen Mann!
Mein edler Herr und Graf,
Seht nur das arme Mädlein an,
Das iſt der Todesſchlaf!
Fühlt nur die ſtarre Hand:
Im ganzen weiten Italiſchen Land'
Iſt Keine ſo todt, wie ſie!"

Man trug ſie wohl bei Trauerklang
Am andern Tage fort.
„Da ſetzt ſie hin mit Todtenſang,
An dieſen ſtillen Ort,
Dort an der kühlen Wand:
Im ganzen weiten Italiſchen Land'
Iſt keiner ſo ſtill wie der!"

Der Ritter ging zum Kellergrab,
Wohl in die Gruft hinein.
Der Prieſter ſeinen Segen gab
Bey ſtillem Fackelſchein.
Sie gab ihm ihre Hand:
Im ganzen weiten Italiſchen Land'
War Keiner ſo froh, als er!

Er jug mit ihr die Nacht hindurch
Bey hellem Mondenſchein;
Er brachte ſie zu ſeiner Burg,
Erbaut aus hartem Stein,

An hoher Felſenwand:
Im ganzen weiten Italiſchen Land'
War keine ſo feſt, wie die!

In ſeinem Schloß der Vater ſaß,
Und weint' die Augen roth,
Und härmte ſich ohn' Unterlaß
Um ſeines Kindes Tod,
Von Vaterlieb' entbrannt:
Im ganzen weiten Italiſchen Land'
War Keiner ſo krank, als er!

Und als die Freudenpoſt erſcholl,
Da ward er flugs geſund;
Ein lauter Seufzer ihm entquoll
Aus ſeines Herzens Grund:
„Gott, ſegne du das Band!
Im ganzen weiten Italiſchen Land'
Sey keines ſo feſt, wie das!“

Das Fiſchermädlein.

Das Fiſchermädlein harret
Am Ufer auf und ab;
Sein müdes Auge ſtarret
Die Wogenfluth hinab.

Kein Schifflein war zu ſehen,
Ach, Alles, Alles leer!
Kein Segel ſah es wehen
Im großen, weiten Meer.

Sie maß die blauen Wogen,
Sie hofft' in ihrem Sinn,
All ihre Blicke flogen
Zum fernen Eiland hin.
Den Trauten ſah ſie kommen,
Vom fernen Eiland her,
Sein Schifflein kam geſchwommen
Durch's ungeſtüme Meer.

Die lauten Wellen brauſen
Am nackten Felſenſtrand;
Die Abendſtürme ſauſen;
Das Schifflein, ach, verſchwand!
Das Mädlein ſetzt ſich nieder,
Sein Auge thränenſchwer:
„Gib mir den Trauten wieder,
Du wildes, falſches Meer!“

Der Harfner.

Der Junker saß in Marmorsaal;
Er nahm den funkelnden Goldpokal,
Er goß ihn voll bis an den Rand,
Er färbte roth sein Ritterband.
Da kam ein Harfner, fromm und alt:
„Gott grüß' dich, Junker von Eberwald!“

Der Junker wandte sich herum.
Der Harfner trauerte blaß und stumm;
Ihm wogt's im Busen auf und ab,
Der Wehmuth Thräne rann herab.
Die Thräne rann, die Thräne fiel
Wohl auf sein liebliches Saitenspiel.

Der Harfner sang: „All überall
Ist meine Fahrt, über Berg und Thal.
Den Berg hinauf, den Berg hinab
Der Harfner und sein treuer Stab.
Ich sah nur Thränen weit und breit;
Vergebens sucht' ich Gerechtigkeit.“

Der Junker schenkte taumelnd ein;
Er trank den schäumenden rothen Wein.
Er dachte wohl: du kühner Mann,
Was geht Gerechtigkeit dich an?
Und Thränen her, und Thränen hin!
Das darf nicht kümmern den Adelsinn.

Der Harfner ſang: „Ein Hügelrund
Umſchließt ein Dörfchen im tiefen Grund.
Die Wieſen tränkt ein friſcher Born,
Kein Unkraut blüht im dichten Korn,
Die Kelter trieft von Moſt und Wein:
Doch kann das Dörfchen nicht glücklich ſeyn!“

Der Junker trank ein Doppelglas:
„Du grauer Harfner, wie weißt du das?
Das Dörfchen hätte Moſt und Wein,
Und könnte doch nicht glücklich ſeyn?
Wer nicht beim Wein ſich freuen kann,
Der iſt, beim Himmel! ein armer Mann!“

Der Harfner ſang: „durch goldne Saat
Trug mich in's Dörfchen ein ſtiller Pfad.
Und eine Witwe, ſchön und jung,
Weint' in der Abenddämmerung;
Die Wangen bleich, die Haare wild;
Und doch das Auge ſo gut und mild!“

Der Junker ſchenkte zitternd ein;
Ihm fuhr's wie Fieber durch Mark und Bein.
Er warf ſich ahndend hin und her.
Der Goldpokal ward ihm zu ſchwer.
Er hätt' gegeben den Pokal,
Der Harfner wär' über Berg und Thal.

Der Harfner ſang: „Sie winkte mir;
Ich ging und weinte gerührt mit ihr;

Drückt' ihre Hand, und weinte drauf.
Sie blickte still zum Himmel auf.
Sie führte mich zum dunkeln Hain,
Und warf sich nieder am Leichenstein."

Der Junker starrte, blaß wie Tod.
Die Perlen schienen ihm blutigroth;
Der Wein im Becher däucht' ihm Blut.
Er leert' ihn aus mit Todeswuth.
Er hätt' gegeben all sein Geld,
Der Harfner wär' über Heid und Feld.

Der Harfner sang: „Auf ihrem Knie
Sprach sie mit himmlischer Melodie:
In Grabesnacht, in Todesnacht
Hat Junkers-Wollust dich gebracht.
Dein treues Weib folgt bald hinab;
Schlaf' süß, schlaf' ruhig in deinem Grab!" —

Der Harfner schwieg. Die Thräne fiel
Wohl auf sein liebliches Saitenspiel.
Der Wehmuth Thräne rann herab;
Ihm wegt's im Busen auf und ab.
Da ging der Harfner, fromm und alt:
„Leb' wohl, du Junker von Eberwald'

Der ſüße Wilhelm.

Der ſüße Wilhelm ſaß auf grüner Au',
Und ſeine Braut Lenor' auf ſeinem Schooß.
Da wand ſie ſich aus ſeinen Armen los:
„Sieh hin, ſieh dort den kalten Abendthau;
Nimm hin den Abſchiedskuß, mein Trauter! ich muß gehn.
Leb' wohl, du ſüßer Wilhelm,
Leb' wohl auf's Wiederſehn!"

Und als ſie früh an ihrem Fenſter ſtand,
Da hörte ſie die helle Dorfſchalmey;
Da zog der Bräutigam ihr Haus vorbey,
Die ſtolze Braut zu ſeiner rechten Hand.
Lenore ſank zurück, Lenore weinte laut:
„O Gott! der ſüße Wilhelm
Und ſeine neue Braut!"

Und als es war um tiefe Mitternacht,
Da ſtahl der Bräutigam ſich ſtill hinaus;
Und als er kam in ſeines Liebchens Haus,
Da lag es ſchon in weißer Leichentracht.
Die Schweſtern weinten ſich die blauen Augen roth:
„Sieh her, du ſüßer Wilhelm,
Sieh, deine Braut iſt todt!"

„Ach! geſtern ſaßen wir auf grüner Au',
Ihr ſchwor ich treu zu ſeyn mein Leben lang;
Und als vom Thurm die Mittagsglocke klang,
Da hatt' ich ſchon, ich Armer! eine Frau.

O! meine Mutter ſchwer bey Gottes Weltgericht,
Sie ſchwer: den ſüßen Wilhelm,
Den ſoll Lenore nicht!

Und konnt' ich nicht auf ihrer Hochzeit ſeyn,
So bin ich doch auf ihrem Todtenmahl.
Ihr Trauerhaus iſt nun mein Hochzeitſaal;
An ihrer Bahre trink' ich kühlen Wein!
O meine Schweſtern, bald, bald folg' ich ihr hinab!
Begrabt den ſüßen Wilhelm
Mit ihr in Einem Grab!"

In Thränenfluth ergoß er ſeinen Schmerz:
Er barg ſein Angeſicht in's Leichentuch.
Und als die Nachtigall am Morgen ſchlug,
O weh! da brach der Klaggeſang ſein Herz.
Im ſchönen Maien war's. Sie ſtarb den erſten Tag:
Der arme, ſüße Wilhelm
Folgt' ihr den andern nach!

Der Königssohn.

Es ritt ein Mann mit goldnem Stern
Im hellen Mondenstrahl.
Dort hütten dämmerten weit fern
Im tiefen Mühlenthal.
Da tummelt' er sein edles Roß
Mit seinem goldnen Sporn,
Bis unter ihm die Welle floß
Im kleinen Mühlenborn.

Er bückte sich, er wandte sich
An's stille Fensterlein:
„Bey Nacht und Nebel irrte mich
Der falsche Mondenschein!"
„Mein lieber Mann ist auf der Frohn,
Dort oben auf der Burg,
Und auf dem Felde wacht mein Sohn
Die ganze Nacht hindurch."

Er bückte sich, er wandte sich
An's andre Fensterlein:
„Bey Nacht und Nebel irrte mich
Der falsche Mondenschein!"
„Mein Vater ist im grünen Wald
Beim Ritter auf der Jagd,
Und meine Brüder, jung und alt,
Sind in der wilden Schlacht."

Er bückte ſich, er wandte ſich
An's andre Fenſterlein:
„Bey Nacht und Nebel irrte mich
Der falſche Mondenſchein!“
„Mein Bruder dient für Königsgeld,
Mein armer Mann iſt todt,
Und meine Kindlein über Feld,
Und betteln dort ihr Brot.“

Er bückte ſich, er wandte ſich
Vom ſtillen Fenſterlein:
„Bey Nacht und Nebel irrte mich
Gottlob! der Mondenſchein.“
Dann tummelt' er ſein edles Roß
Mit ſeinem goldnen Sporn,
Bis hinter ihm die Welle floß
Im kleinen Mühlenborn.

Und um ihn her der ſtille Quell,
Der friſche Wieſengrund,
Des vollen Mondes Silberhell
Schuf nicht ſein Herz geſund.
Er weinte bis an's Morgenlicht,
Er weinte ſich recht ſatt,
Und ritt mit Thränen im Geſicht
In ſeine Königsſtadt.

Die Trauung.

In der Kirche zu Mariengarten,
Vor dem Hochaltar,
Stand die Braut in Gold und Seide,
Und der Bräutigam im Feierkleide.
Nimmer fand ein schöners Paar
In der Kirche zu Mariengarten!

In der Kirche zu Mariengarten
fiel der Mörderschuß.
Und die Mauern hallten's wieder;
Und der Bräutigam sank blutig nieder:
„Weh mir, daß ich sterben muß
In der Kirche zu Mariengarten!“

In der Kirche zu Mariengarten
Sank die junge Braut;
Lag an des Altares Stufen,
Hörte nicht die gute Mutter rufen.
Und der Priester weinte laut
In der Kirche zu Mariengarten!

Der kühne Schiffer.

Das Ufer wogt' im wilden Nord,
Die Felsen hallen rings umher,
Der kühne Schiffer stand am Bord:
„Ihr Männer, auf in's Meer!

In's schöne Frankreich fahren wir,
Im reichen England kehr' ich ein.
In England trinkt ihr braunes Bier,
In Frankreich kühlen Wein!"

Und als das Segel rauscht' im Wind,
Und als am Mast das Segel schwoll,
Da rief ihm noch sein einzigs Kind
Vom Ufer Lebewohl!

„Du könntest gehn im grünen Wald,
Am Blumenbach, so hell und klar,
Nun weht der Abendwind so kalt
Dein silberweisses Haar!

Du könntest ruhn die dunkle Nacht
In deinem warmen Kämmerlein!
Nun wachst du hier, wann Niemand wacht,
Im grausen Mondenschein!" —

O Mädchen, still! Bey Helgoland,
Bey Helgoland, im tiefen Meer,
Da ruht dein Vater rechter Hand,
Die Männer um ihn her!

Die Traurige.

Um Mitternacht, als schaurig
Vom Thurm die Glocke klang,
Da schlich ein Mädchen traurig
Das Blumenthal entlang.
Sie weinte bittre Thränen
Am hellen Weidenbach,
und sah mit heissem Sehnen
Den klaren Wellen nach.

„Ach, daß ich ruhig schliefe
Im süßen Schlummertraum,
Wie's Fischlein in der Tiefe,
Wie's Vöglein auf dem Baum!
Der Hänfling auf der Heide,
Der Hirsch im grünen Wald,
Das Blümchen auf der Weide,
Hat alles Aufenthalt!“ —

Und was sie weiter sagte,
Was sie dem vollen Mond
Und allen Sternen klagte,
Weiß, der im Himmel wohnt.
Er nahm ihr allen Kummer,
Und ihres Herzens Pein,
Und gab ihr Todesschlummer
Auf einem harten Stein!

Die Schäferinn vom Lande.

Es ritt ein Junker, schön und fein,
Durch einen grünen Wald;
Und als es war um Abendschein,
Und als er kam zum Kirmesreihn,
Da tanzte Jung und Alt.
Die Schäferinn vom Lande
Gefiel dem Junker bald.

„Küß mich, du schönste Schäferinn,
Mit deinem Rosenmund!
Mir ist so weh in meinem Sinn,
All meine Ruh' nahmst du dahin;
Mach' du mich nun gesund!
Die Schäferinn vom Lande
Lieb' ich von Herzensgrund!" —

„Geh' du nur hin, du stolzes Blut,
Mit deinem Jägersack!
Dein Herzchen wird wohl wieder gut,
Jagst du zu Roß mit Junkers-Muth
Durch Korn und Weizensaat.
Die Schifferinn vom Lande
Weiß keinen bessern Rath!“

Und als die kühle Nacht anbrach,
Und er zu Rosse saß,
Sann er des Mädchens Rede nach;
Und was sie that, und was sie sprach,
Macht ihm sein Auge naß.
Die Schifferinn vom Lande
Er nimmermehr vergaß!

Trennung.

Nur zum Ungemach geboren,
Trieb ein Schiffer ohne Bahn,
Tag' und Nächte wie verloren
Auf des Lebens Ocean.
Im Gedräng' und im Gewirre
Lauter Wogen, ohne Licht,
Schifft' er trauernd in der Irre,
Seine Stätte fand er nicht,

Da erſchien die Rettungsſtunde
Mit dem ſchönſten Morgenſtrahl;
Daß ſein krankes Herz geſunde,
Fand er ein geheimes Thal.
Lange hin und her verſchlagen,
Dieſem Eiland ſüßer Ruh,
Dieſer holden Freiſtatt tragen
Ihn die Stürm' und Wogen zu.

Auf dem fremden Luſtgefilde
Schien ein ew'ger Lenz zu blühn,
Wie in Tempe's Aethermilde,
Immer jung und immer grün.
Ach! in dieſem Heiligthume
Sproß ihm mit der Tage Lauf,
Sproß ihm Liebe, wie die Blume
Unter'm Thau des Himmels, auf.

Wär' er ewig dort geblieben;
O wie glücklich wär' er dort!
Aber das iſt aus. Ihr Lieben,
Lebet glücklich! er muß fort!
Wie von Gott und Welt verlaſſen,
Irrt er wiederum daher;
Seine Thränengüſſe faſſen
Seine Sehnſucht nimmermehr.

Weinend, ſegnend das Geſtade,
Läßt er nun den theuern Strand,
Vor ihm wilde Meerespfade,
Hinter ihm das Ruheland.

Liebe ruft mit bittern Thränen,
Ahndung martert seinen Sinn,
Und die matten Blicke sehnen
Traurig nach dem Ufer hin.

Weit und breit umher getrieben,
Durch die Fluthen auf und ab,
Fern der Heimath seiner Lieben,
Findet er vielleicht sein Grab.
Schiffer, siehst du jene Wüste,
Wo die bösen Stürme wehn!
Schiffer, Schiffer! diese Küste
Wirst du nimmer wieder sehn!

Die Lautensängerinn.

Drunten auf der braunen Heide,
Unter Haus zum Thor hinaus,
Unter einer Pappelweide
Liegt ein kleines Schäferhaus.

Wo die hohen Pappelbäume,
Wo das stille Hüttchen liegt,
Wand' ich oft in süße Träume
Unter Thränen eingewiegt.

In der Hütte wohnt' ein Mädchen,
Eine Lautenſängerinn.
Oefters ging ich aus dem Städtchen
Nach den Pappelweiden hin.

Mußte dann das gute Mädchen,
An der Thür, mich wandern ſehn,
Ließ es wohl das Spinnerädchen
In der Myrtenlaube ſtehn.

Nahm wohl ſeine ſüße Laute
In die zarte, weiſſe Hand,
Spielte, bis der Abend graute,
Bis der Mond am Himmel ſtand.

Und ſie ſang von ihren Thränen,
Und von treuer Liebe Noth,
Wie die Liebenden ſich ſehnen
Nur nach Grabgeläut und Tod.

Daß ſie wiederfinden wollte
Ihren Liebſten, der ſie kennt,
Wo ihr's Niemand wehren ſollte,
Wo kein Tod ſie wieder trennt.

Vieles hat ſie ſchon getragen;
Willig trägt ſie's; aber dann,
Allen Engeln will ſie's klagen,
Was ſie litt von Jugend an. —

Meine Thränen flossen immer,
Immer naht' ich ihr so gern;
Aber, ach! ich wagt' es nimmer,
Denn die Mutter war nicht fern.

Mußte bald das Hüttchen meiden,
Wo das gute Mädchen wohnt;
In die Fremde mußt' ich scheiden,
Weh mir! im Septembermond.

Monde gingen mir vorüber,
Sieben Monde gingen hin;
Immer dacht' ich noch hinüber
An die Lautensängerinn.

Und die Vöglein sangen Lieder,
Und der schöne Lenz begann;
Und im Maien kam ich wieder
In der lieben Heimath an.

Täglich ging ich aus dem Städtchen
Nach den Pappelweiden hin,
Nach der Hütte, nach dem Mädchen,
Nach der Lautensängerinn.

Konnt' ich doch das gute Mädchen
Nimmer vor der Hütte sehn!
Sah ich doch kein Spinnerädchen
In der Myrtenlaube stehn!

Hörte keine süße Laute
Von der zarten, weißen Hand,
Harrend, bis der Abend graute,
Bis der Mond am Himmel stand! —

Da gedacht' ich ihrer Thränen,
Und der treuen Liebe Noth,
Wie die Liebenden sich sehnen
Nur nach Grabgeläut und Tod.

Heimlich, in der Abendstunde,
Ging ich nun zum Kirchhof hin,
Und der Kirchhof gab mir Kunde
Von der Lautensängerinn.

Der König Sebastian.

Zwischen grün bewoosten Mauern,
Zwischen harten Quadersteinen,
Wo nicht Mond noch Sonne scheinen,
Wo die Regenstürme schauern,
Wo die Kauzen, wo die Eulen
Auf der Zinne kläglich heulen,
Hart gefesselt und gefangen,
Unter Unken, unter Schlangen
Liegt der Portugiesen König.

„Ah, Alkassar! Tag der Schande,
Da ich schrecklich, schrecklich büßte!
Irr' ich durch die Mohrenwüste,
Durch die weiten Türkenlande,
Durch die wilden Meereklüfte
Zum Verdrießen Volke!
Fand' ich Armen Land und Leute
Des Tyrannen Philipp Beute!"
Sprach's der Portugiesen König.

König! Viel hast du getragen,
Viel gedultet, viel gelitten,
Hast Land und Meer gestritten,
Ohne Ruh' und Rast verschlagen
Hin und her, auf und nieder!
Aber, König! — wärst nun wieder
Bey den Türken oder Mohren!
Deine Freyheit ist verloren,
Armer Portugiesen-König!

Der Jäger.

Am Sonntag war's, nach Mitternacht,
Am ersten Tag im Maien;
Der Jäger hört, vom Traum erwacht,
Den Todtenvogel schreien.
Das treibt ihn wunderbar heraus
Aus seinem Bett, den Saal hinaus;
Er schaut sich um im Freien.

Früh Morgens um die Kirchenzeit,
Sieh da! von seiner Lieben
Ein groſser Brief, so lang als breit,
Von ihrer Hand geschrieben.
Der Brief, als der gelesen war,
Da ward's ihm Alles hell und klar,
Was ihn heraus getrieben.

Der Jäger setzt sich auf ein Roſs,
Hinüber durch die Heide,
Daſs ihm der Schweiſs herunter floſs
An seinem Jagdgeschmeide.
Und als er kam in's Dorf gerannt,
Da ging sie an des Priesters Hand,
In eitel Gold und Seide.

Er sprang herab, er wankte hin,
Mit Zittern und mit Beben,
Ihm ward so grausenvoll zu Sinn,
Wie zwischen Tod und Leben.
Dann rief er dumpf, und weinte laut:
„So bist du nun des Pfaffen Braut?
Das mag dir Gott vergeben!“

Und als sie sprach kein einzig Wort,
Und als sie stand in Trauer,
Da trieb er sich unbändig fort,
Mit wildem Todesschauer,
Und nieder schlug er leichenblaſs,
Und taumelt' unter Moos und Gras,
Hart an der Kirchhofsmauer.

Da riß sie ihn in Todesqual
Hervor aus Leichensteinen;
Hier sah er noch zum letzten Mahl
Die Abendsonne scheinen.
Um zwölf Uhr, als der Wächter rief,
Das war die Stund', als er entschlief.
Da hub sie an zu weinen.

L o r e.

Das war am heilgen Jacobstag,
Die frühe Lerche sang;
Als Pächters Lore schlummermach
Die schönen Hände rang.
„Schon wiederum die ganze Nacht
Hat mich sein Bild gequält,
Die ganze Nacht, um ihn durchwacht!
Gott weiß es, was mir fehlt.

Ich will hinaus zur grünen Au',
Wo die Violen stehn,
Dort, wo im kühlen Morgenthau
Die bunten Lämmer gehn.
Da weht der frische Rosenduft,
Da lacht das Blumenbunt,
Da singt das Vöglein in der Luft
Das kranke Herz gesund."

Sie ſah dort auf der grünen Au'
Wohl die Violen ſtehn,
Sie ſah im kühlen Morgenthau
Die bunten Lämmer gehn.
Ihr weht kein friſcher Roſenduft,
Ihr lacht kein Blumenbunt,
Noch ſingt das Vöglein in der Luft
Ihr krankes Herz geſund.

Da draußen fand ſie keine Raſt,
Im Hauſe keine Ruh'.
Das ganze Dorf war ihr verhaßt,
Bis an den Abend zu,
Bis daß ſie ging zum Abendtanz,
Wo ihr Geliebter war,
Ein Roſen- und Violenkranz
In ihrem blonden Haar.

Er trank wohl luſtig Bier und Wein,
Und wieder Wein und Bier,
Und jedem Mädchen ſchenkt' er ein,
Nur trank er nicht mit ihr.
Er tanzte luſtig hier und dort,
Und wieder dort und hier,
Mit jedem Mädchen zog er fort,
Nur tanzt' er nicht mit ihr.

Sie bracht ihm blaue Veilchen hin
Aus ihrem blonden Haar;
Die gab er einer Tänzerinn,
Die ſeine Liebſte war.

Sie brachť ihm rothe Rosen hin
Aus ihrem blonden Haar,
Die gab er auch der Tänzerinn,
Die seine Liebste war.

Da ging sie weinend hin, und saß
Da draußen auf der Bank.
Je länger sie da draußen saß,
Je schlimmer ward sie krank.
Und todeskrank schlich sie hinein,
Die Thür, die schloß sie zu,
Hinein in's stille Kämmerlein,
Und legte sich zur Ruh'.

Der Wächter kam die Straß' entlang
Der Wächter blies um Drey:
Und als er seine Stunde sang,
Da ging's mit ihr vorbey.
Der Wächter kam die Straß' entlang,
Der Wächter blies um Vier;
Und als er seine Stunde sang,
Da war es aus mit ihr.

Morpheus.

Morpheus wandelt jeden Abend
Durch die Haine des Olympus
Zu den Sterblichen hernieder.

Einſt, als Amor ihm mit Pſyche'n
Dort begegnet, grüßt ihn jener;
Aber dieſe geht vorüber,
Schlägt die ſchönen, blauen Augen
Auf zum ſchönen, blauen Himmel,
Und die hohe Stirn umwölkt ſich
Schwermuthsvoll, und eine Thräne
Rinnt auf ihre blaſſen Wangen,
Auf die abgehärmten Wangen!
Denn die Büßerinn war damahls,
Nach unſäglich großen Leiden,
Ausgeſöhnt mit ihrem Amor.

„Wie ſo traurig, meine Liebe?"
Fragt ſie Amor. Und die Holde
Schüttelt ſanft ihr Haupt, und beugt ſich,
Dem Geliebten ihre Thränen
Zu verbergen. Dem Geliebten
Ihre Thränen zu verbergen,
O wie ſüß für gute Seelen!

„Deine Pſyche war nicht traurig!"
Spricht ſie, wieder heiter lächelnd.

„Nur ein Augenblick der Wehmuth,
Lieber Amor! O vergib du
Meinem Herzen die Erinn'rung
An die Zeiten seines Kummers!
Damahls .... Dieser gute Jüngling
Ward mein Freund in meinem Leiden.
Er verwies mich auf die Tage,
Da ich glücklich war, und da ich
Wieder glücklich würde werden
In den Armen meines Amor.
Und ich bin es ja geworden,
Ewig unaussprechlich glücklich!"

Und am andern Tage Morgens,
Da die Lüfte kühler wehen,
Kehrte Morpheus von der Erde
Zu den Himmlischen. Und Amor,
Feierlich, vor allen Göttern,
Reicht dem Jüngling seine Rechte:
„Sey mein Freund, du guter Junge,
Und der Bruder meiner Psyche!"

Und seit diesem Tage, sagt man,
Hängt der gute Junge Morpheus
Gern an Amor'n und an Psyche'n.

Ulyſſes.

Die Nebel umzogen
Das ungeheure Meer,
Und über die Wogen
Kam's immer düſtrer her.
Ein Schiffer ſang ſo traurig.
Die Winde ſtimmten ſchaurig
In ſeinen Ton, und wehten den Geſang
Weit über's Meer entlang.

„Mein irres Geſchwader
Verfolgt auf jeder Spur
Mit ewigem Hader
Die zürnende Natur.
Wo wär' Ulyſſes, hätte
Ihr Felſen nicht gerettet?
Sein Leichnam, fern von ſeiner Väter Staub,
Der Ungeheuer Raub!

Des Tages in Stürmen,
Im Strudel und im Riff,
Wo Berge ſich thürmen
Um das verlorne Schiff.
In lauten Ungewitter,
Wo ſeine Maſten ſplittern,
Wo jede Woge an ſeine Segel brauſt,
Die hohle Tiefe ſauſt.

Und Nachts in der Ferne,
Auf unbekannter Bahn,
Wo traurig die Sterne
Durch ihre Wolken nahn.
Der Aether kalt befeuchtet,
Die Fläche trüb erleuchtet.
Kein heller Mond, der in der öden Nacht
Auf dieß Pfade lacht.

O, daß ich nur wüßte,
Wo sich die Gränze neigt,
Wo dämmernd die Küste
Aus ihrem Nebel steigt!
Und wiegten dann gelinde
Die Fluthen und die Winde
Mich Träumenden zu jenen Mauern hin,
Wo ich geboren bin!

Du freundliches Wesen,
Das meine Fahrt bewacht,
Laß du mich genesen,
Wo mir die Heimath lacht!
Gib du nur meine Landung
In keiner harten Brandung,
Wann wir am Ziel die grüne Küste sehn,
Wo mildre Lüfte wehn!"

Die Florentinerinn.

Hört, ihr lieben Mädchen, hört mit Thränen
Ein Geſchichtchen aus der Stadt Florenz,
Wie ein Mädchen bey der Liebe Sehnen
Dort vertrauert ihres Lebens Lenz.
Denn es liebt im Feuer ſeiner Jugend,
Mit der Heiligkeit der reinſten Tugend,
Einen ſchönen Fremdling Jahre lang,
Und der Fremdling iſt ein Frank.

Und ſie muß den ſchönen Fremdling miſſen,
Denn ein Vater, der die Franken haßt,
Hat das Band der Liebenden zerriſſen,
Und vertreibt den unwillkomm'nen Gaſt.
Glaubenswuth und Tyranney verwehren
Grauſam, was Natur und Herz begehren.
Ach, ihr wißt ja, wie die Väter ſind!
Doch ſie war ein gutes Kind.

„Nein, mein Freund! die Thränen ſind vergebens;
Meiner Pflicht gehorſam, bleib' ich hier.
Ach! bey allen Freuden Ihres Lebens,
Muß ich bitten: flehn Sie ab von mir;
Glauben Sie, daß Gott das Band zerriſſen.
Seine Wege ſind in Finſterniſſen.
Laſſen Sie uns ohne Glück, allein
Stets des Glückes würdig ſeyn.

Und wenn Sie, mein Freund, von mir geschieden,
In die Heimath Ihrer Jugend gehn,
Gebe Gott, daß Sie den ganzen Frieden
Ihres Herzens wiederkehren sehn!
Und daß Sie mir Ihre Freundschaft schenken!
Ihre Freundschaft deren Angedenken,
Die sich härmt um ihren theuern Mann,
Den sie nie verschmerzen kann."

So in Thränen muß der Jüngling scheiden,
Liebe selbst beflügelt seinen Schritt;
Aber welche Wonne, welche Leiden
Nahm er in dem goldnen Ringe mit!
Ach! da fuhr er mit verzehrten Wangen
Von Livorno; seine Seufzer drangen
Nach dem Ufer immer ferner her
Ueber's ungeheure Meer.

„Lebet wohl, ihr reizenden Gefilde!
Lebe wohl, du trautes Paradies,
Das des Himmels unbarmherz'ge Milde
Mich zu kurzer Wonne finden ließ!
O ihr Zeugen meiner süßen Klagen
Aus der Liebe schönen ersten Tagen,
Stiller Arno, und du holdes Thal,
Lebet wohl zum letzten Mal!"

Und er sieht den Wohnort seiner Väter,
Wo die Schöpfung in verjüngter Pracht,
Wo ein milder, ungetrübter Aether
Auf die munt'ren Provenzalen lacht.

Aber ihre Freuden, ihre Lieder
Hallen nicht in seinem Herzen wieder:
Oed' ist ihm die menschenreiche Flur,
Fremd die heimische Natur.

Liebe Mädchen, warum sollt' ich sagen,
Wie das schöne Mädchen zu Florenz,
Fern von ihm, in freudelosen Tagen,
Nun vertrauert ihres Lebens Lenz.
Wie um ihn die stillen Thränen fließen,
Wie die bangen Klagen sich ergießen,
Wie sie heimlich oft die Reue kränkt,
Wenn sie seiner Flucht gedenkt?

Wie sie dann auf ihrem stillen Erker
Nur der Einsamkeit ihr Weh vertraut,
Und mit Himmelssehnsucht aus dem Kerker
Hin nach dem geliebten Frankreich schaut?
Wie sie, mit gefalt'nen, frommen Händen,
Wünscht, ihr Leiden durch den Tod zu enden?
Diese Jahre voller Gram und Leid,
Decke die Vergessenheit.

Seht! heraus aus einer Seitengasse,
Früh am Morgen, fremd und unbekannt,
Wankt ein Pilger durch die breite Straße,
Einen Rosenkranz in seiner Hand.
Und sie steht am Fenster, sieht ihn wanken,
Sieht ihn an der Thür des Hauses schwanken;
Und sie winkt dem armen Mann hinaus,
Ruft ihn in ihr offnes Haus.

Und da tritt ſie, ſchön in Trauerfarben,
Auf die Flur, von Mitleid tief erfüllt,
Sieht den Fremdling mit vernarbten Narben,
Bleich, in einen Mantel eingehüllt.
Schlägt betroffen ihre Augen nieder;
Schaut den Mantel und die Narben wieder.
Doch die Narben decken ſein Geſicht
Vor dem Blick der Liebe nicht.

„Seyn Sie hier in meiner Trauerwohnung
Mir willkommen aus dem fernen Land,
Mann, den mir der Himmel zur Belohnung
Meiner Leiden wieder hergeſandt!
O willkommen! unter Schmerz und Weinen
Muß der Troſt der Liebe mir erſcheinen!
Ich verwaiſt! warum verwaiſt allein
Sollt' ich wieder glücklich ſeyn!"

Aber da erhebt er ſchwer beklommen
Seine Stimme, wie ein Geiſt der Nacht:
„Gutes Mädchen! ich bin nicht gekommen
Hier zum Troſt in meiner Pilgertracht.
Nur auf wenig trauerſüße Stunden
Haben wir noch Ein Mal uns gefunden.
Aber dann wird unſer Wiederſehn,
Wie ein ſchneller Traum, vergehn.

Kommen Sie in Ihren kleinen Garten;
Ich bedarf der friſchen Morgenluft."
Und ſie führt ihn unter bangem Warten
In der Lindengänge Balſamduft.

„Ach, hier war es!“ ſpricht er, „is, ich glaube,
Hier in dieſer kleinen Myrtenlaube
Fand ich ſie zum erſten Mal, und hier,
Wo wir fanden, ſcheiden wir!“

Und da bricht er aus in laute Thränen:
„Ach! wie ſelig war das Leben hier!
Und, o Gott! ich konnte thöricht wähnen,
Seine Laſt zu tragen fern von ihr.
Ehre ſollte mit der Liebe kämpfen,
Ein Phantom die heil'ge Flamme dämpfen.
Aber nie kam nach der Trennung Schmerz
Ruhe wieder in mein Herz.

Sie, nur Sie, Sie folgten mir im Bilde
Abends im Gezelt und Lager nach;
Morgens in die blutigen Gefilde,
Wo das Volk der Republik erlag.
Wie die Blüthen meiner Jugend ſtarben,
Zeugen dieſe meiner Wunden Narben.
Aber treulos hat das Vaterland
Den Unglücklichen verbannt.

Und nun iſt, des Lebens Sturm entronnen,
Meines Bleibens in der Welt nicht mehr.
Und wozu! im Uebermaaß der Wonnen
Blieb ich ſiech und aller Freuden leer.
Laſſen Sie in ſtillen Kloſtermauern
Mich die alten Hoffnungen betrauern.
Dort; wohin nun meine Wünſche gehn,
Werden wir uns wiederſehn.“

„Ach, wir sehn und haben uns ja wieder!“
Schluchzt das Mädchen. Und wehmüthig greift
Lächelt sie, und zieht den Fremdling nieder,
Den geliebten, auf der Liebe Schooß.
„Dieses Herz, nur Dir getreu geblieben,
Einen nur und Ein Mal wird es lieben.
Mich, und was ich hab', und geben kann,
Nimm mit mir, du guter Mann!“

Und da sitzt und birgt sie in die Falten
Seines Mantels weinend ihr Gesicht.
Und da kann er sich nicht länger halten,
Und erträgt die Prüfung länger nicht;
Läßt den Mantel auf die Erde sinken,
Und erhebt sich. Ach! da sieht sie blinken
Mit Erstaunen Ordenskern und Band,
Und des Feldherrn Prachtgewand.

„Du hast viel gemeint und vielgelitten;
Werde glücklich nach der langen Pein!
Und ich habe nicht umsonst gestritten,
Denn der schönste Sieg und Lohn ist mein.
Siehe! nun die Rosen wieder glühen,
Nun die Mandelbäume wieder blühen,
Soll ein neuer Frühling, mild und grün,
Unsrer Liebe wieder blühn.

Paris.

Paris war ein holder Jüngling,
Eh' er noch, ein Prinz, am Hofe,
Seines königlichen Vaters
Eines Hofes Sitten lernte.

Als er einst auf seinem Ida
Seine Lämmer weidet, sieht er
Drey der himmlischen Gestalten.
Denn in jenen Zeiten, sagt man,
In den Tagen froher Unschuld,
Kamen noch die Götterkinder
Zu den Sterblichen hernieder.

Und sie traten vor den Jüngling,
Mit dem schönen goldnen Apfel
Der Versuchung. Und der Jüngling
Sollte richten unter ihnen
Um den schönen goldnen Apfel,
Wer ihn haben sollte. Alles
Boten Juno und Minerva
Für den Apfel, Alles, Alles,
Was des Mannes stolze Wünsche
Nur begehren. Aber Venus
Bot des schönen Weibes Liebe.

Was iſt alles gegen Liebe?
Und wer wollte ſie nicht wählen,
Wenn er könnt' und wenn er dürfte?
Ach, das iſt es nur, dies Wollen,
Und nicht können und nicht dürfen,
Hat ſchon manches Herz gebrochen.
Süße Weiber! wer verſchmähte
Nicht um euch den Glanz der Hoheit
Und die Tiefen aller Weisheit?
Denn die Liebe macht doch glücklich,
Bey der Niedrigkeit der Hütte,
Bey der Einfalt frommer Lauben!

Ulyſſes.

Warum weinſt du, wenn die ew'gen Götter
Deinen Pfad in Finſterniſſe hüllen?
Was betrübſt du dich, mein Herz, und ſehnſt dich
Unmuthsvoll hinunter zu den Todten?

Sieh, das Leben iſt doch ſchön! und beſſer,
Als da drunten in des Hades Tiefen
Die verlornen Tage zu betrauren.

In das Reich der Todten ging Ulyſſes,
Sah die Schatten ſeiner Freunde wandeln,
Und den göttlichen Achilles fand er
In des Hades tiefſten Einſamkeiten,
In den allertiefſten Gram verloren.

O mein Bruder! ſeufzte der Pelide,
Wär' ich droben auf der milden Erde
Lieber der geringſten Sclaven einer,
Als in dieſes öde Nichts verſunken! —
Und Ulyſſes wandte ſich mit Thränen
Von der kalten, geiſtigen Umarmung;

Ging herauf aus den verborgnen Schlüchten
An das holde Licht der Morgensonne.
Sah der Schöpfung unvergänglich Prangen:
Sah der Menschen frohes Thun und Treiben;
Sah hinauf zum blaugewölkten Himmel:
Ach, das Leben ist doch schön! und besser,
Als da drunten in des Hades Tiefen
Die verlornen Tage zu betrauren.

II.

Lieder und Elegieen.

Am letzten Abend.

Gute Nacht, auf ewig gute Nacht!
Weh mir! Alle meine Sinne zagen;
Auf den Ocean bin ich verschlagen,
Wo mich Fluthen auf und nieder jagen,
Und der Leidenschaften Donner kracht.
Wie vom Wetter bin ich kaum erwacht!
Träumend soll ich Lebewohl dir sagen!

Gute Nacht, auf ewig gute Nacht!
Jene Funken, die verborgen lagen,
Mary, ach! die schrecklichsten der Plagen,
Die mit Höllenwuth im Busen nagen,
Sind im Nu zu Flammen angefacht.
Und vergebens aller Rettung Macht!
Leidend muß ich Lebewohl die sagen!

Gute Nacht, auf ewig gute Nacht!
Hier an deinem Busen laß mich klagen,
Weiche Seele, laß mich weinend fragen,
Daß an Paradiese Höllen ragen,
Großer Gott! wann hätt' ich das gedacht?
Aber fasse Dich, es ist vollbracht!
Duldend will ich Lebewohl die sagen!

Gute Nacht, auf ewig gute Nacht!
Laß uns denn die lange Trennung wagen!
Und ich weiß, in deinen Erdentagen

Wirſt du liebend mich im Herzen tragen,
Bis auch dir ein neuer Morgen lacht.
Kommſt du dann in deiner Liebespracht,
Lächelnd werd' ich guten Morgen ſagen!

Des guten Karlos Grab.

Könnt' ich immer auf der Andacht Flügel,
Unbelauſcht im freien Sternenſchein,
Deinen Manen hier am Grabeshügel,
Guter Karlos, meine Seele weihn!
Nach des heiſſen Pilgertages Sorgen
Flieh' ich oft dem Heiligthume zu,
In des Todtenhaines Nacht verborgen,
Denk' ich dein, und finde Himmelsruh'!

Aber auch der Wehmuth milde Thränen
Flieſſen dann im hellen Mondesſtrahl!
Ueberall entflohner Wonne Sonnen,
Ueberall getrennter Liebe Mahl.
Ruh' ich unter dieſen Schattenbäumen,
Irr' ich träumend im Cypreſſenhain,
Weckt es mich aus allen meinen Träumen,
Und erwachend fühl' ich mich allein!

Würde nicht aus jenen Lichtgefilden
Deiner Klara Troſt herabgeſandt;
Stärkte ſie mit himmliſchen Gebilden
Nicht der Blick in ihrer Heimath Land,
Ach, im tiefen, ſtummen Todesſchlummer
Ruhte längſt das leidenvolle Herz.
Wär' erlegen unter ſeinem Kummer,
Unter namenloſem Seelenſchmerz!

In des Maien kühler Abendkühle,
In der Geliebten Umarmung,
Danken Dir die lauten Nachtigallen,
Du der Abndung heller Genius!
Dem verklärten Seherauge malen
Täuſchende Phantome rings herum,
Und es ſchafft in hohen Idealen
Phantaſieen aus Elyſium;

Wo der Oede bange Träume ſchwinden;
Wo der Wallen andre Pfade wallt;
Alle Liebende ſich wieder finden
In des reinern Aethers Lichtgeſtalt;
Wo der freie Geiſt die Sclavenhülle
Und der Sinne Tyranney zerreißt,
Hoch erhaben in der Gottheit Fülle,
Aehnlicher dem großen Weltengeiſt.

Wo die guten Geiſter alle wohnen,
Guter Karlos, ach, da wohnſt auch du!
In den ungetrübten Regionen
Lohnt dir ewig deine Seelenruh',

Friede wallt in deinem ſanften Herzen,
Das des Kummers Laſten willig trug,
Hingeſanken unter tauſend Schmerzen
Sterbend nur für deine Klara ſchlug.

Duldend wank' ich noch am Wanderſtabe,
Aber ewig nicht, die rauhe Bahn,
Und auch mich wird nah' an deinem Grabe
Bald vielleicht ein kühles Grab empfahn.
Hier im feierlichen Todtenhaine,
Hier am ſtillen Nachtigallenſee,
Unter'm grauen, moosbewachſ'nen Steine
Iſt Geneſung von der Erde Weh.

Unter dieſes Blumenthales Matten,
Wo das ätherreine Veilchen ſinkt,
Wann, geborgen unter'm Myrtenſchatten,
Liebefreundlich ihm die Nahe winkt,
Werd' ich ſinken mit der Abendröthe,
Meine Hülle deiner Hülle nah',
Und geneſen an der Grabesſtätte,
Die mein Auge ſchmachtend ſich erſah!

Das Herzchen von Magnet.

Ich ſah im ſtillen Traumgeſicht
Ein Herz von blankem Stahl,
Das ſchien ſo rein, wie Mondenlicht,
So hell, wie Sonnenſtrahl.
Ein Herzchen von Magnet erkannt'
Ich bey ihm wunderbar,
Das war durch Zauber bingebannt,
Wich von ihm nimmerdar.

Und ich gewahrt' ein Herz von Gold,
Das funkelte von fern
In ſeinem Schimmerglanz ſo hold,
Schön, wie der Abendſtern.
Doch kam es nicht dem Herzchen nah'
Mit ſeinem Strahlenſchein,
Und immer, immer ſchwebt' es da
Verlaſſen und allein.

Und es erſchien ein ſchwarzer Mann,
Dem ward ich bitter gram,
Als er ſo grauſam trat heran,
Das treue Herzchen nahm,
Als er es riß mit ſtarker Hand
Hinweg von ſeinem Ort,
An's goldne Herz das Herzchen band,
Und zog es mit ihm fort.

Da ward es dunkel rings umher,
Wie Todesfinsterniß,
Der schwarze Mann war nirgends mehr,
Das Herzenband zerriß.
Dann ward es noch einmal so hell,
Die Finsterniß verschwand,
An seinen Platz war zauberschnell
Das Herzchen hingebannt.

Nun sagt mir, bitt' ich allzumal,
Ob Keiner das versteht,
Das Herz von Gold, das Herz von Stahl
Das Herzchen von Magnet?
Es freut mich so in meinem Sinn,
Daß dennoch wiederum
Zum Herzchen kam das Herzchen hin:
Und weiß doch nicht warum?

Das Lied von den vier Jahrszeiten.

Wann der Schnee den Tannenwald bekränzte,
Dunkel, wie die Gruft, und schauervoll,
Ward dem bangen Herzen einst so wohl,
Wann der Mondnacht Sternen-Aether glänzte!
Weh! mein Aug' erlosch, wie Sternenflimmer,
Meine Wang' ist blaß, wie Mondenschimmer,
Meiner Seele Thränennacht erhellt
Nicht ein Strahl der Freuden dieser Welt!

Wann der Lenz die Lindenwipfel mahlte,
War mir einſt ſo hehr der Morgenſchein,
Der im Heiligthum, im Blüthenhain,
Mir wie Glorie der Ahndung ſtrahlte!
Wann in meinem Innern Stürme wüthen,
O! was ſind mir dann des Haines Blüthen?
Und wann jede meiner Blumen fällt,
Lacht vergebens mir die ganze Welt!

Wann der Quell den Sommermittag kühlte,
War mir einſt ſo kühl, und doch ſo warm.
Gute Menſchen, ach! an eu'rem Arm,
Wie ich alles da ſo ſelig fühlte!
Und nun mildern meines Herzens Gluthen
Keine Seufzer, keine Thränenfluthen.
Ein Phantom, das mich gefangen hält,
Würgt die Freuden dieſer ſchönen Welt

Wann der Nord durch kahle Wälder hallte,
Durch die Heide, durch die todte Flur,
Weilt' ich gern am Grabe der Natur,
Wo mich mein Elyſium umwallte!
Habe Dank, Natur! an deinem Grabe
Ahnd' ich noch, was ich geahndet habe.
Jedes Athmen, das den Buſen ſchwellt,
Iſt ein Vorgefühl der beſſern Welt!

Erinnerung.

Das vergeß' ich nimmer, nimmermehr,
Daß um dich die Sterbeglocken klangen!
Wie die Sänger um den Hügel her,
Und die Jungfrau'n Todeslieder sangen,
Wie die Thränen in die Seele drangen,
Das vergeß' ich nimmer, nimmermehr!

Aber mir ist Alles freudeleer,
Trennungskummer bleichte meine Wangen.
Deines Lebens ungetreuem Meer;
Seinen Stürmen bist du nun entgangen,
Dich hat dein Elysium empfangen,
Aber mir ist Alles freudeleer.

O du Land der frohen Wiederkehr,
Wo des Dulders Träume hinverlangen,
Ach, kein Traum ist mir so göttlich hehr!
Fern der Heimath bin ich noch gefangen,
Aber laß mich emig an dir hangen,
O du Land der frohen Wiederkehr!

Die ſchöne Welt.

Die ſchöne Welt, wo Menſchen ſind,
Die ganze ſchöne Welt
Hat dennoch manches Menſchenkind,
Dem's nimmermehr gefällt.
Und Alles hier auf Erden,
Es hofft ohn' Unterlaß:
Bald ſoll es beſſer werden;
Und wünſcht ſich dieß und das!

Die ſchöne Welt hat manches Haus,
Voll Kummer und voll Schmerz;
Da klagt, da weint ſich's nimmer aus
Das arme Menſchenherz.
Wer kann in Frieden wohnen
Vor ſeiner Brüder Haß?
In Hütten und auf Thronen
Iſt immer dieß und das!

Die ſchöne Welt hat manchen Ort,
Er kann nicht glücklich ſeyn;
Da plagt es hier, da plagt es dort
Die Menſchen, groß und klein.
Und hat das Dörfchen Weide,
Und friſches, grünes Gras,
Und Feld, und Wald und Heide:
So hat's auch dieß und das!

Die schöne Welt hat manches Leid,
Und arme Brüder drinn;
Da gilt des Menschen Gold und Stand
Viel mehr, als edler Sinn.
Wohl mancher möchte klagen,
Und darf nicht sagen, was?
Dann muß der Arme tragen
Geduldig dieß und das!

Die schöne Welt, wo Menschen sind,
Die ganze schöne Welt
Hat dennoch manches Menschenkind,
Dem's nimmermehr gefällt.
Fühlst du des Mitleids Sehnen?
Wird noch dein Auge naß?
So lindre du die Thränen
Wohl über dieß und das!

An Sidonie.

In ihrer Todeskrankheit.

Mit der Morgenröthe frühem Schimmer
Mußt du bald den Pfad der Trennung gehn?
Viele nennen diesen Pfad: auf immer;
Aber Liebe spricht: auf's Wiedersehn!
Nimm ihn, wie bey heil'ger Trennungsfeier,
Nimm im Geist den treuen Abschiedskuß,
Und dein Busen athme wieder freier,
Sanfter walle deiner Thränen Guß!

O! Sidonie, warum die Thränen?
Thränen von der Wiege bis an's Grab
Stillten nicht des Erdendaseyns Sehnen,
Das die Liebe deinem Herzen gab?
Auf dem wilden Ocean des Lebens,
Irrend in der grausen Schreckennacht,
Reizte dich das Vaterland vergebens,
Wo der Heimath stille Wonne lacht?

Ohne Sonne, ohne Mond und Sterne,
Unter Wogendrang und Wettersturm
Sieht der Schiffer in der dunkeln Ferne
Seines Ufers hohen Leuchtethurm,

Herr weiß es, nun hat er vollendet,
Bald vollendet hat er seine Bahn,
Dort, an seinem Blumenufer, endet
Milder rauschend sich der Ocean.

Wohl ihm! nun ist er dem Sturm entronnen,
Und der ungestümen Meeresfluth,
Hat das friedliche Revier gewonnen,
Wo der müde Dulder ewig ruht:
„Sey gegrüßt mit süßem Heimverlangen,
Sey gegrüßt, du hochersehnter Strand!
Alle Todesschrecken sind vergangen!
Sey gesegnet, theures Vaterland!“

Antwort.

Ja! gesegnet sey die Silberwelle,
Die mich näher meinem Ufer bringt,
Wo, erwacht in lichter Morgenhelle,
Mir der Blüthenhain entgegensingt!
Sey willkommen, Heimath meiner Väter,
Wo der Friede, wo die Ruhe wohnt,
Wo der blaue Paradiesesäther
Müde Wasser mit Genesung lohnt!

Suchſt du auch die ſeligen Gefilde,
Die der Unſchuld Genius bewacht?
Heilt dich, Armer! nur die Frühlingsmilde,
Die dort jenſeits ewig heiter lacht?
Dein Polarſtern unter allen Zonen
Sey dein Herz, ſo oft der Nachen irrt!
Fahre wohl! Hier ſind die Regionen,
Wo kein Sturm uns wieder trennen wird!

Elegie.

In den Tagen frommer Jugend
Hab' ich einen Bund geglaubt
Zwiſchen Erdenglück und Tugend;
Dieſer Wahn iſt mir geraubt.
Eins von Beiden kann gelingen;
Jeder ſuche, was er mag!
Aber Beides zu erringen,
Iſt der Sterbliche zu ſchwach.

Wie der Bach durch Blumenauen
Seine lichten Wogen ſchwellt,
So die Liebe, zu bethauen
Die Gefilde dieſer Welt.
Sie entſpringt in Silberhelle,
Aller Tugenden Verein;
Aber ach! ſie wird die Quelle
Aller unſrer Erdenpein.

Dürstend trank ich ihrer Klarheit;
Träumte schon ein Paradies;
Als sie mich mit kalter Wahrheit
Auf die Zukunft hin verwies.
Ein Elysium auf Erden
Blüht an ihrem Ufer nicht.
Mir kann dieses Heil nicht werden,
Das die Nachwelt uns verspricht.

Goldne Tage werden kommen:
Aber ach! wo bin ich dann?
Wohl so fern dahin genommen,
Wo mir's Niemand sagen kann!
Goldne Tage werden kommen,
Eh' die Welt in Trümmern liegt,
Wann die Tugend ihrer Frommen
Glorreich über Laster siegt.

Dann gesunden, dann genesen
Ueber Berg, und Thal und Feld,
Liebe trinkend, alle Wesen
In der weiten Gotteswelt.
Gottes Reich ist aufgegangen,
Und die Wesen athmen frey,
Nicht gefesselt, nicht gefangen
Unter Menschen-Tyranney. —

Wehe mir! mein Herz genieſſet
Dieſer Wonne nimmermehr.
Meiner Liebe Quelle flieſſet
Noch durch Wüſten, blumenleer.

Ein Elyſium auf Erden
Blüht an ihrem Ufer nicht.
Mir kann dieſes Heil nicht werden,
Das die Nachwelt uns verſpricht.

O, wie ſchmacht' ich nun vergebens
Dort nach jenen Thalen hin,
Nach der Heimath meines Lebens,
Nach der ſüßen Dulderinn!
Grauſam, ohne Schuld, vertrieben,
Ohne Schuld, von ihr verbannt!
O, wo biſt du nun geblieben,
Du, der frohen Jugend Land?

Ihre Wünſche, ihre Thränen
Alles, was ich mit mir nahm,
Wecken nur des Herzens Sehnen, —
Und erneuen ſeinen Gram.
„Himmelstroſt ſey dein Begleiter,
Bis dein Herz im Grabe ruht!
O, ich bitte dich, ſey heiter,
Ruhiger und wohlgemuth!“ —

Ihre Thränen ſah' ich quillen;
Fühlt' ihr Herz, was ſie geſagt?
Daß ſie Wogendrang zu ſtillen,
Meeresfluth zu dämpfen wagt?
Ha, der Kühnheit, anzumuthen
Dieſem ungeheuern Meer,
Nicht zu wogen, nicht zu fluthen
Auf und nieder, hin und her!

Sagt mir, hohe Wunderthäter,
Sagt: wer nimmt dem Ocean
Seinen wetterträben Aether,
Seinen brausenden Orkan?
Mag er toben, mag er sausen,
Daß er sich zum Himmel thürmt;
Mag das Felsenufer brausen,
Daß die Brandung donnernd stürmt!

O, so laßt ihn sich bewegen!
Endlich lacht die Sonne mild.
Endlich wird der Sturm sich legen
Hier im Busen, laut und wild.
O ich weiß, er muß sich legen,
Wohl uns dann! im stillen Grab;
Keine Fläche kann er regen,
Keine Wellen auf und ab.

Wohl uns, wohl uns dann! Begraben,
Für die Welt des Jammers todt!
Durch die Todesnacht erhaben,
Lächelt uns ein Morgenroth.
Ueber hohe, hohe Berge,
Wie durch tiefe, tiefe Thal',
In die Modergruft der Särge
Leuchtet dieser Himmelsstrahl.

Ha! mein Busen wallet freier.
An des Jenseits Hochaltar
Bring' ich nun zur Opferfeier
Meines Herzens Wünsche dar.

Heilig, heilig untermeſſen
Iſt die Abndung jener Zeit,
Zu verweinen, zu vergeſſen
Gern und willig alles Leid!

Laß mich denn dich weinend grüßen,
Thal, wo meine Sehnſucht wohnt!
Weile meine Thränenflüſſen,
Weile länger, ſtiller Mond!
Sucht ſie dich im Sterngewimmel,
Zeuge der Vergangenheit,
O, ſo mahne ſie vom Himmel
An die frohe Jugendzeit!

Sag' ihr: daß nach jenen Thalen,
Die dein ſanftes Licht beſcheint,
Irrend durch die Dämmerſtrahlen,
Des Verbannten Auge weint!
Daß mit jeder Morgenſonne
Seine Sehnſucht wiederkehrt,
Bis ihm endlich dieſe Wonne
Tiefer Grabesſchlummer wehrt!

An den Meister.

Dich wird der Sänger nie vergessen,
Bis er bey trauernden Cypressen,
Durch deine Lieder eingelullt,
Entschlummert durch des Herzens Schuld!

Von deiner Macht empor gerissen,
Entwand er sich den Finsternissen;
Der Jüngling trat an den Altar,
Und brachte — Jugendlieder dar.

Sind diese Schulden auch die größten:
Er darf vielleicht sich deß getrösten,
Daß ihm dereinst ein Kränzlein grünt,
Das alle seine Schuld versühnt!

Der Friedensfürst.

Wann er kommt mit Palmenzweigen,
Wann er kommt im Bürgerkranz,
O, so nahet euch im Reigen,
Mit Gesang, und Spiel, und Tanz!
Nahet euch hinan mit trauter Bitte:
„Sey willkommen, Friedensfürst,
Sey willkommen in der Bürger Mitte!"

Laßt uns bunte Blümchen pflücken!
Alle Blümchen von der Au'
Sollen seinen Wagen schmücken,
Rosenroth, und weiß, und blau.
Rosen, Lilien, Veilchen bringt entgegen!
Der geliebte Friedensfürst
Walle heute nur auf Blumenwegen!

Heller leuchtet nun die Sonne,
Heller leuchtet nun der Mond,
Wo in ungetrübter Wonne
Wieder Ruh' und Friede wohnt.
Dafür soll er heute glorreich prangen,
Hoch und hehr, ein Friedensfürst;
Unsre Lieder sollen ihn empfangen!

Horch! er kommt! Die Vöglein singen
Ihren süßen Waldgesang.
Horch! er kommt! Die Lerchen schwingen
Sich empor mit lautem Dank.
Erd' und Himmel rufen ihm entgegen:
„Sey gesegnet, Friedensfürst,
Mit der Erde, mit des Himmels Segen!"

An Adolphine.

Wehe dem, der deines Geistes Adel
Nicht aus deines Auges Himmel glaubt,
Der mit kaltem, skeptischem Tadel
Deines Herzens Heiligthum beraubt!

Wehe, wehe dem, der stolzer Seele
Deiner Liebe würdig sich vermißt,
Und im Taumel seiner tausend Fehle,
Deiner reinen Glorie vergißt!

Wehe dem dort oben und hienieden,
Der mit Trug das Engelherz gewann,
Und gefühllos deinen süßen Frieden
Mit Verrätherwonne trüben kann! —

Menschenfreuden darf das Herz noch hoffen,
Das der Himmel meinem Busen gab;
Aber, wär' ein Paradies mir offen,
Ging' ich dennoch wohl für dich in's Grab!

Der Jugendtraum.

Mein goldner Traum, wohin iſt der,
Wohin iſt der entflohn?
Da träumt' ich ruhig hin und her,
Gott weiß es All, wovon?
Da war ich hoch vermeſſen
In meiner Träumerey;
Das Alles ſey vergeſſen!
Mein Traum iſt nun vorbey.

Und ach! dem Träumer war ſo wohl,
In ſeinen Schlaf verſenkt,
Das Herz war ihm ſo ruhevoll,
Von keinem Gram gekränkt.
Er war ſo wunderſelig,
Er war ſo wunderfroh,
Bis ihm der Schlaf allmählich
Um's Morgenlicht entfloh.

Nun bricht der klare Morgen an,
Nun iſt es heller Tag,
Mehr, als ich Armer ſehen kann,
Mehr, als ich ſehen mag.
Das Dunkel muſte ſchwinden,
Und ach! Die Ruhe ſchwand.
Wo ſoll ich wachend finden,
Was ich im Schlafen fand?

Vergebens such' und such' ich dich,
O du, mein goldner Traum!
So wollt' ich nur, ich legte mich
Schon unter'n Lindenbaum!
Dort hab' ich süßen Schlummer,
Wo mich kein Morgen schreckt,
Wo mich und meinen Kummer
Kein Hahnenruf erweckt.

Warnung.

Jene grüßten ihren Morgen
Auch mit unbefangnem Muth,
Unbekannt mit Leid und Sorgen,
Wie das Fischlein in der Fluth.
O die Glücklichen! sie blieben
Heiter, wie der junge Mai,
Denn sie wußten nicht, was Lieben
In des Menschen Herzen sey.

Bis sie an einander fanden,
Was die Liebe selten fand,
Denn um ihre Herzen banden
Unschuld und Natur das Band,
Und sie liebten für ihr Leben,
Mit der Schwermuth Energie
Eins dem Andern hingegeben,
Ueber Alles liebten sie.

Aber solche heiße Liebe
Gibt kein heitres, frohes Glück:
Jene schwermuthsvollen Triebe
Scheuchen seinen Strahl zurück.
Ach! den Morgen ihres Lebens
Düstert' oft die Traurigkeit
Melancholisch, und vergebens
Suchten sie Zufriedenheit.

Und da sprach er: Theure Seele,
Wir verzehren uns zu sehr.
Es muß anders seyn. Ich quäle
Dich nicht mehr, Du mich nicht mehr.
Thränen laß uns nicht vergießen,
Wo der Himmel Freuden gab;
Laß uns schwören, zu genießen
Dieser Freuden bis an's Grab!

Und da kehrte schon allmählig
Ihrer Jugend Rosenlicht,
Und sie wurden wieder selig.
Aber, ach! — sie blieben's nicht.
Eine neue Sehnsucht lodert,
Ungestümer mit der Zeit.
Ihre große Seele fodert
Eine größre Seligkeit.

Sie erwachen. Sie erwachen
Wie aus einem Fiebertraum.
Und sie fühlen im Erwachen
In sich einen leeren Raum.

Eine Liebe soll hier wohnen?
Diese Eine genügt nicht mehr.
Hier ist Raum für Millionen,
Und das Eine läßt es leer.

Ihre großen Herzen rangen,
Wie im Sturm der Ocean,
Bis sie endlich sich entschwangen
Von der Menschenkinder Bahn.
Freie Liebe, die geschieden
Von dem all, was irdisch heißt,
Brachte den verlornen Frieden
Wiederum in Herz und Geist.

Menschen, die mit solchen Herzen
Die Natur zu Menschen weiht,
Gilt die Liebe höchste Schmerzen,
Oder höchste Seligkeit.
Darum, wenn euch hier auf Erden
Solch ein großes Herz verliehn,
Müßt ihr frey, wie Jene, werden,
Oder müßt die Liebe fliehn.

Heimweh.

Elyſium, du Land, wo Friede wird,
Wo nie das Schwert, und nie die Feſſel klirrt!
Elyſium, du Land, wo Liebe thront,
Wo endlich Ruh' in dieſem Herzen wohnt!

Biſt du Phantom? Biſt du der Leiden Traum?
Biſt du ein Land in irgend einem Raum?
Wo ſuch' ich dich am weiten Firmament,
Wann heimathskrank die blaſſe Wange brennt?

Oft Mitternachts umweht mich deine Luft,
Ein ew'ges Blau, ein ew'ger Frühlingsduft.
Ich ſeh' es dort in heller Blüthe ſtehn,
Ich höre es dort in Melodieen wehn.

Das Paradies.

Nirgends finden wir hienieden
Wieder das verlorne Land,
Wo die junge Menſchheit Frieden,
Ach! nur Ein Mal Frieden fand.
Aus der Heimath ſeiner Jugend,
Wo es froh und glücklich war,
Aus dem Wohnplatz ſtiller Tugend
Flüchtet ſchon das erſte Paar.

Hört! sie stehen in der Mittnacht
Einen ganzen langen Tag.
Allenthalben folgt das Bilanz
Der vergang'nen Tage nach.
Und da wehet nach der Schaukel
Abends der Platanenbaum
Auf die Matten seine Kühle,
Und da wird der erste Traum.

Sieh, die Seelen der Verbannten
Sind in ihrem Paradies,
In den alten, wohl bekannten,
Das die Sehnsucht weinend ließ.
All dieselbigen Gestalten,
All dasselbige Revier;
Aber neue Zauber walten,
Neue Reize wohnen hier.

Seelenvolle Chöre singen,
Und die Lüfte hallen's nach.
Dumpfe Melodieen klingen
Vom entfernten Murmelbach.
Ruhe schimmert durch die Wälder;
Wollust säuselt durch die Flur;
Ueber Hügel, über Felder
Weht balsamische Natur.

Und in diesem Ruhgefilde
Athmet die gedrängte Brust,
In des neuen Klimas Milde,
Nie empfundne Seelenlust.

Von dem unnennbaren Wesen,
Das in dieser Schöpfung lacht,
Müssen Leidende genesen,
Die kein Arzt genesen macht.

Ah, nun hab' ich es gefunden!
Rief das Weib, und liebewarm
Hielt's den jungen Mann umwunden
Mit dem lilienweißen Arm.
Du Geliebter! laß uns suchen,
Laß uns suchen dieses Land,
Wo kein Rächer mit Versuchen
Unsre Liebe wieder bannt!

Welche Ruhe, welcher Friede
Nach der wundervollen Nacht,
Als beim Nachtigallenliede
Wieder Mann und Weib erwacht!
Wie in Freuden, so in Schmerzen
Wandelt nun hinfort das Paar,
Ruhig im gestärkten Herzen,
Wie es einst in Eden war.

Hoffnung eines bessern Lebens,
Quelle der Zufriedenheit,
Nein! du rinnest nicht vergebens
Durch das Land der Sterblichkeit.
Du erquickst uns, und wir streben
Muthiger der Zukunft nach.
Angenehmer wird das Leben,
Leichter wird sein Ungemach.

Trauer- und Troſtgeſang
einer Sünderinn im Gefängniß *).
Oder:
ihr Wechſelgeſpräch mit Gott.

O Seele, was iſt das,
Daß du weinest ohn' Unterlaß?
O Herr! du weißt, was?
Du kennst ja meine ſchwere Schuld.
Die macht mir die Augen ſo naß,
Großen Schmerz ich empfinde.

„Sind die verweinten Augen dein?
So iſt auch die Erbarmung mein,
O laß ſie nur traurig ſeyn!
Deine Zähren werden dir nützen,
Sie ſollen vor der ew'gen Pein
In meinem Gericht dich ſchützen.“

Mein Weg ſenkte ſich hinab
In das blutige Grab.
Ich ſage der Hoffnung ab.

---

*) Aus den Papieren des Entſchlafenen geht mir die Wahrſcheinlichkeit hervor, daß ſeinem Geiſt, als er dieſes Lied ſang, die Maria Stuart vorgeſchwebt habe. Der Leſer denke ſich ganz in ihr Gemüth und in ihre Zeit. L. M. H. Pape.

Meine Seele soll sich begeben
Zu dir, großer Gnadenstab!
Und an dir soll ich kleben.

„Deine Hoffnung sey Gott
In der Todesnoth!
Er wird dir helfen im Tod.
Siehst da nicht? Ueber dem Leben
Geht auf das Morgenroth.
Dahin will ich mich erheben.“

O thörichte Thorheit!
Was ist all meine Freud'!
Lauter Bitterkeit!
Weltlust muß verschwinden:
Hier hab' ich nur Angst und Leid;
Meinen Trost muß ich eben finden!

„Was half die an Menschen der Glaub'!
Er grünt wie das Laub,
Morgen des Windes Raub.
Gott allein sollst du trauen!
All' die Welt' ist ein Staub.
Was willst du hierauf bauen?“

Ja! Sterben ist mein Gewinn.
Zu dir hin
Will ich wenden all' meinen Sinn'
Deine Gnad' hat mir erschienen.
Hier ist meine Freud' dahin.
Mir bleibt das nackte Meinen.

„O Mensch! liebe du mich,
Wie ich dich!
So bleibst du bey mir sicherlich.
Neu' und Leid mein Herz bezwingen,
Das ich muß mildiglich
Meiner Seel' beyspringen.“

O Herr, du bist so gut!
Ja, dein Blut
Hat mich erlöst von der Höllenglut.
Du wirst mir auch geben
Mit trostreichem Muth
Dort das ew'ge Leben.

„O Seele, komm' zu mir!
Mit süßer Begier
Wirst du ewig bleiben hier.
Du sollst nit du mußt sterben.
Aber mein Herz hängt an dir:
Den Himmel sollst du erben.

Nachblick.

Da fährt sie hin! und ihre Segel schwellen,
Und tragen sie von meiner Liebe fern.
Wie gern wär' ich mit euch, ihr Wind' und Wellen,
Wie gern mit euch, wie gern!

Nun sind sie hin, die ewig theuren Stunden,
Da ich doch einmal dieses Lebens Glück
Zu meiner Lust, zu meiner Qual empfunden;
Und kehren nie zurück!

O Trauerstund', als ich mit schwerem Herzen,
Die Fröhlichkeit geheuchelt, zu ihr ging,
Als ich von ihr, mit unterdrückten Schmerzen,
Den letzten Gruß empfing!

Ich sprach: Leb' wohl! und nun hinaus, geblieben,
Hinaus von ihr, den bangen Schritt gewagt.
Mir war's, als hätt' ich ewig meinem Frieden
Das Lebewohl gesagt.

Was ich um sie, was ich in jenen Tagen
Um sie geweint, um sie gelitten all,
Das kann ich nicht, auch darf ich's Niemand sagen,
Was ich gelitten all.

Da fährt ſie hin! Die hellen Segel ſchwinden,
Kaum dämmert's noch in blauer Ferne empor.
Gott laſſe ſie den Frieden doppelt finden,
Den ich durch ſie verlor!

Von der Nordküſte.

Am entfernten Meeresſtrande
Träum' ich oft von dem beſſern Lande
Meiner Kindheit manche Nacht.
Ach, es iſt ein Traum! Doch einer
Von den alten, der, wie keiner,
Immer täuſchend glücklich macht.

Ach! da ſah ich ſie ſchon wieder,
Jene Büſche froher Lieder
Auf der väterlichen Flur!
Und ich ſah die Lämmer weiden
Auf den freien, braunen Heiden
Meiner heimiſchen Natur.

Und ich ſah die grünen Felder,
Im Gehäge dunkler Wälder,
    Wo die Quelle murmelnd rinnt;
Wo die Saaten reiner duften;
Und wo derben in den Lüften
    Alle Weſen munter ſind.

Oft ſieht mich die Morgenfröhe,
Wie ich ſo von Träumen glühe,
    Eingewiegt in alte Luſt.
Meine Jugendfreuden ſchweben
Um mich her, und neues Leben
    Senkt ſich in die kranke Bruſt.

Dann erwach' ich; und mit Trauer
Starr' ich auf die Kirchenmauer,
    Kaum von Morgenlicht beſonnt.
Horch! ſchon weht es — und herüber
Ziehn die Wolken immer trüber
    Vom geſtreiften Horizont.

Und es jagt und wälzt ſich weiter,
Und es ſtürmt den Himmel heiter,
    Um ihn dunkler zu beziehn.
Nebel ſteigt und ſenkt ſich wieder
Auf die naſſe Fläche nieder.
    Luſt und Freude muß entfliehn!

Ach! daß ich den Heimgang wüßte
Von der rauhen Meeresküſte!
Denn daheim genes' ich nur.
Ohne Freuden, ohne Schmerzen,
Schwer und kalt ſind hier die Herzen,
Wie die nordiſche Natur.

III.

Epigramme

und

vermischte Gedichte.

Wie man's nimmt.

„Schwärmer, und dir allein iſt nicht dein Vaterland theuer?"
Ja, beim Himmel! auch mir koſtet es Thränen genug!

Alles aus Nichts, und Nichts aus Allem.

Biſt du ein Dichter, fürwahr! ſo magſt du Alles beſingen,
Wär' es auch Elmerraud: ſchaffſt du doch Alles aus Nichts!
Biſt du ein Dichterling, ſo magſt du Alles beſingen,
Wär' es auch Friedrichs Krieg: ſchaffſt du aus Allem doch Nichts!

Kunſt und Natur.

Feuer auf nächtlichem Herd, und Sonnenmilde des Lenzes;
Alſo der Jünger der Kunſt, alſo der Sohn der Natur.

Der Dichter und die Natur.

„Dieſer Dichter wird alt. Wohin, du Feuer der Jugend?
Mann des Herzens, wohin deine bezaubernde Raſt?“
Ewige, große Natur, währt doch dein Frühling nicht ewig!
Jüngling, und Mann und Greis; Frühling, und Sommer und Herbſt!

Herz und Kopf.

„Die entläuft das Herz mit dem Kopf!“ So laß es doch laufen!
Dann läuft sicher der Kopf nicht mit dem Herzen davon.

An den Schlaf.

Sanfter Schlummer! wiewohl des Todes deutliches Abbild:
Meines Lagers Genoß bist du mir dennoch so lieb.
Weile nicht mehr; hierher, du Ersehnter! Himmlische Wonne,
Leben und doch nicht belebt, sterben, und dennoch nicht todt!

Die Piloten.

Wo der Pilger auch fähret, sein Eldorado zu finden,
Kreuzen im Lebensmeer weiße Piloten herum:
„Pilger, siehe, dorthin! Das ist die einzige Strafe;
Schweig' und folge, denn du selber verstehst es ja nicht!“ —

Theilt' er dem verwandten Wesen mit,
Denn aus vollem Herzen mitzutheilen,
War Ihr Wille, war mein Stolz und Ruhm.
So vertrauten wir einander tauschend
Uns're Seele ganzes Heiligthum.

Damahls, o Sie wissen es, wie sehnlich
Ich von meinem Jugendfreunde sprach;
Wie mein Auge bey dem Namen Albert
Oft in Thränen süßer Wehmuth brach!
Immer war's von meinen Lieblingsplanen
Einer, nach Marienborf zu gehn,
Meinen Albert dort zu überraschen,
Und die Fülle seines Glücks zu sehn.
Ich bin dort, ich bin bey ihm. Verlassen
Hab ich Friedbad in vergangner Nacht.
Aber alles ist mir noch, als wär' ich
Träumend, kaum aus einem Schlaf erwacht.
Dieses bunt're, immer rege Städtchen,
Diese fromme, kleine Freudenwelt,
Diese Freistatt, wo der Mensch zum Menschen
Brüderlich und friedlich sich gesellt,
Diese schönen, vielgeliebten Kreise,
Wo die Leiden, wo die Sorgen fliehn;
All' dies Herrliche hab' ich verlassen,
Um ein stilles Dörfchen zu beziehn.
Hören Sie! noch gestern gegen Abend
Bin ich unten im Kastaniengang,
Horchend einem schönen alten Harfner,
Und der Tochter rührendem Gesang,

Als ein Mann im blauen Frack, mich grüßend,
Vor mir steht, mich auf die Schulter schlägt,
Mit der linken mich umarmt, und traulich
Meine Hand in seine rechte legt.
Da erkannt' ich meinen Freund. O dieses
Offne, treue, redliche Gesicht,
Wär' es unter tausenden verborgen,
Ich erkennt' es, und verfehlt' es nicht!
Lieber Albert! rief ich; und ich sah es,
Thränen waren seinem Auge nah,
Als er mich umarmt', und mir bedenklich
Auf die abgezehrten Wangen sah.
Guter Mensch! o wollte Gott, du könntest
So an meinem Sterbebette stehn!
Freundlich wollt' ich dann aus Deinen Armen
In das stille Reich der Schatten gehn.
Ach! die heiligsten von unsern Freuden,
Auch in sie mischt sich der herbe Schmerz;
Und die Welt hat keine reinen Wonnen,
Ohne Kummer für das Menschenherz.
Wann die feinen Phantasiegebilde
Nun die nahe Wirklichkeit enthüllt,
Wird so weniges von unsern Träumen,
Und dies wenige nur halb erfüllt.
Glücklich, wenn ein stiller Geist im Menschen
Seine Wünsch' und Hoffnungen beschränkt;
Oder wenn er sie mit frommer Seele
Auf das Land der bessern Heimath lenkt!
Wehmuthsvoll ergriff mich der Gedanke,
Als ich dort am Arm des Freundes hing.

Als er ſchweigend, aber bitter weinend,
Mit mir in die Pappelbüſche ging.
Liebend war er mir zuvorgekommen;
Denn erwarten die beſtimmte Zeit,
Da ich kommen will und ihn beſuchen,
Kann er nicht in ſeiner Herzlichkeit;
Reißt ſich los von ſeines Hauſes Frieden,
Sieben Meilen eilt er her zu mir,
Mich zu holen, ſich mit mir zu freuen.
Ach! was ſuchen, und was finden wir!

Doch was quälen uns vergeb'ne Sorgen?
Sprach ich lächelnd, und mein Gram entſchwand.
Alles wird noch beſſer, als wir denken,
Und, mein Freund! wir ſind in Gottes Hand.
Nun ſo laſſ' uns hoffen und vergeſſen,
Und genießen jedes Tages Glück!
Morgen folg' ich Dir mit leichtem Herzen;
Meine Schwermuth laſſ' ich hier zurück.
Und wir wurden beide wieder heiter;
Und wir gingen in die Komödie,
Horchten dort der ſüßen Ouvertüre,
Sahn die beiden Piccolomini.
Und wir gingen in die goldne Krone,
An den vielbeſuchten Abendtiſch;
Unter edlen und geliebten Menſchen
Saßen wir in traulichem Gemiſch.

Horch! die frohen Prager ſpielen dr[illegible]ſſen
Rauſchende, belebte Symphonie'n.

Aber plötzlich wenden ihre Saiten
Sich zu trauersüßen Melodie'n.
Und da sitzen wir, und beben schweigend,
Zur Musik gestimmt von Lieb' und Wein;
Und da tritt ein auserwählter Sänger,
Wie ein freundlicher Apoll, herein.

Vergeßt euch nicht! Die schönen Sommertage,
Sie werden bald mit ihrer Lust vergehn.
Die Trennung naht mit jedem Glockenschlage
Zu uns heran. Es ist die bange Frage,
Ob wir uns dann noch Ein Mal wiedersehn?
Das Lebewohl, das dann das Herz zum Herzen spricht,
Vergeßt es nicht!

Bald kommt der Herbst, die Sonne wird erblassen;
Kein Schatten birgt die lieben Gänge mehr;
Die Bänke stehn, die traulichen, verlassen;
Und einsam sind die menschenleeren Gassen;
Und die Allee wird öd' und freudenleer.
Den Trennungsmorgen, der das Aug in Wehmuth
bricht,
Vergeßt ihn nicht!

Ihr hattet hier den heitern Sinn gefunden,
Und holde Lieb' und edle Freundschaft hier.
Doch jeder Reiz des Lebens geht verschwunden;
So gehn auch sie, die ewig theuren Stunden;
Die Zeit ist um, und scheiden müssen wir.
Die schöne Zeit, und o! der Dankes schöne Pflicht,
Vergeßt sie nicht!

Wie glücklich iſt, wer fröhlich aller Enden
Ein reines Herz in ſeinem Buſen hält!
Wohin ihn auch des Lebens Mächte ſenden,
Sein beſtes Glück trägt er in eignen Händen,
Und überall iſt ſeine Freudenwelt.
Und wo er ſcheidet, ſagt ſein freundlich Angeſicht.
Vergeßt mich nicht!

Und ich ging, und meine Thränen floſſen.
Lieber Albert, ſprach ich, früh um vier,
Wann im Oſt der graue Morgen dämmert,
Laß' uns aufſtehn, und dann reiſen wir.
Aufſtehn? ach, wie hätt' ich ſchlafen können?
Meine ganze Seele war bewegt,
Jene Töne, jene Saiten hatten
Alle meine Wehmuth aufgeregt;
Und die heiligſten Erinnerungen
Ließen meinem Geiſte keine Ruh;
Vor der Gegenwart und vor der Zukunft
Schloß ſich mir kein müdes Auge zu.

O Sidonie! Sie müſſen's wiſſen,
Wie mir jede Trennung ſchmerzlich wird,
Weil mein Herz, warum ſo weich geſchaffen?
Leicht in Luſt und Thränen ſich verirrt.
Nein, ich konnt' es nicht, es war nicht möglich,
Abſchied nehmen konnt' ich heute nicht.
Weggehn, ſprach ich, mußt du, wie ein Flüchtling,
Ohne Gruß, im frühſten Morgenlicht.
Doch von allen nicht. Zwey holde Weſen

Traten freundlich meiner Seele nah,
Meines guten, biedern Wirthes Kinder,
Mariane und Konstanza.
Diese beiden unschuldsvollen Mädchen
Hingen so mit treuer Lieb' an mir,
Und mit vollem, gläubigen Vertrauen;
Und, o Gott! was besitzet wollen wir?
Diese Kinder waren manche Stunde
Mein wenn's und wehmuthsvolle Lust.
Welche Ruhe, welchen Thränenfrieden
Senkten sie in meine kranke Brust!
Ach! dann dacht' ich meiner beiden Mädchen,
Die mir einst die beste Mutter gab.
Und nun hab' ich alle Drey verloren,
Und sie Alle birgt ein frühes Grab.

Sollt' ich diese Kinder kalt verlassen,
Ohne Trost und ohne Liebeswort?
Nein! ich nähme dann den Frieden
Ihres Herzens lange mit mir fort.
Denn die zarten Seelen würd' ich kränken,
Und befeinden würd' ich vor der Zeit
Grausam ihren Glauben an die Menschen,
Und betrüben ihre Kindlichkeit.
Darum schrieb ich noch ein kleines Briefchen
An sie beide, daß ich müßte gehn;
Aber daß ich hofft' und daß ich dächte,
Daß wir einst uns würden wiedersehn.
Manche Tage, manche weite Räume
Trennten uns und unsre Liebe zwar;

Aber, wenn mir Gott das Leben ließe,
Käm' ich wieder auf ein and'res Jahr.
Und ich bat sie, meiner zu gedenken.
Ihren Eltern meinen Dank und Gruß!
Ihnen beiden meinen besten Segen;
Zu Gedanken einen Abschiedskuß!

So in Traum und Wirklichkeit verloren,
Weckte mich der helle Hahnenschrey,
Und vom Thurm der nahen Klosterkirche
Schlug die Glocke melancholisch Drey.
In der Brust voll wunderbaren Friedens,
Mit erheitertem und reinem Sinn,
Losgerissen von der Erde Kummer,
Trat' ich an das offne Fenster hin.
Horch! da wehte durch die tiefe Stille,
Die entschlaf'ne, dunkle Straß' entlang,
Wie ein Ruf zum Auferstehungsmorgen,
Laut' und feierlich ein Grabgesang.
Und da lag der Himmel mit den Sternen,
Mit den ew'gen, vor mir ausgespannt,
Und mit stillem, namenlosen Sehnen
Blickt' ich auf in das gelobte Land,
In die heil'ge, unbekannte Ferne,
Wo der Geist in seinen Träumen lebt,
Wann der arme, überall geängstet,
Aus der Fremde nach der Heimath strebt.
O! wer weiß es, wann zu jenen Räumen,
Wo du endlich in der Ruhe weilst,
Losgerissen von den Nebellüften

Des Planeten, du, mein Geist, enteilst?
Und wer weiß es, ob ich je aus Friedbad
Wieder auf zu jenen Höhen schau?
Oder bald auf euch, ihr dunklen Thäler,
Aus dem lichten, unermeßnen Blau!
Ueber mir, du Vater meines Lebens!
Walte du mit mir, wie dir's gefällt.
Ruhig will ich leben, ruhig sterben,
Ueberall bin ich in deiner Welt.

Ach! warum verzagt der Mensch, der arme,
Herzlos vor der dunklen Todesnacht?
Sieht er nicht, daß über Firmamenten
Hoch ein sternenvoller Himmel lacht?
Hört er nicht den Ruf des schönern Lebens,
Wenn der Menschenstimme Melodie'n
Seinen Geist auf Flügeln höh'rer Ahnung
In ein Land der stillen Sehnsucht ziehn?
Fühlt er's nicht in seiner Brust voll Liebe,
Wenn er warm den Herzensfreund umfängt,
Daß auch er, mit dieser ew'gen Liebe,
Einer ew'gen Lieb' am Busen hängt?
O wie liebt er! Ihm sind seine Kinder
Unaussprechlich theuer; und kein Schmerz,
Keine Zeit und keine weite Ferne
Zieht von ihnen sein getreues Herz,
Das mit unauslöschlichem Erbarmen
Auch die fehlenden und schwachen trägt,
Und, allein in ihrem Glücke glücklich,
Nur für sie in heißen Wünschen schlägt.

Dieſes Heil'ge, dieſer Himmel wäre,
Menſch, in deiner eig'nen Bruſt allein?
Und es ſollte weniger da beben
Bey dem Himmliſchen des Himmels ſeyn?
O Sidonie, in ſeine Arme
laſſ' uns ſinken, und wir werden ſeyn,
Daß er dort an uns thut überſchwenglich
Mehr noch, als wir bitten und verſtehn.

Albert kam. Wir gingen leiſe ſchweigend
In der Dämmerung die Stadt hinab.
Von den hohen, waldbedeckten Bergen
Blickte ſcheidend noch der Mond herab.
O wie wohl iſt's in der heil'gen Ruhe,
In dem kühlen, leichten Morgenwind
Hinzuwandern durch bethaute Wieſen,
Wo der Bach in ſeinem Nebel rinnt!
Hinzuwandern durch die üpp'gen Fluren,
Wo der Segen jedes Feld bedeckt;
Durch die Fliederhecken, durch die Büſche,
Wo der Morgen alles Leben weckt!
Dann den Athem der Natur zu trinken
In der tauſend Aromate Duft,
Zu erquicken alle Lebensſinne,
Alle Nerven in der friſchen Luft!

Als wir beben bey dem Jägerhauſe
Tranken; als nun Alberts Wagen kam;
Als ich, noch ein Mal hinunter ſchauend,
Von dem Thal des Segens Abſchied nahm;

O! da floſſen meine heißen Thränen,
Meine Seufzer brachen, wehmuthsvoll,
Und mit unausſprechlichen Gefühlen
Sagt' ich meinem Friedhof Lebewohl!

Meine Freundinn, von der kurzen Reiſe
Dieſes Tags erzähl' ich Ihnen nicht's.
Wohlbehalten waren wir am Ziele
Vor dem Untergang des Sonnenlichts.
Denn uns trugen wohlgenährte Roſſe
Zu der ſtillen Friedenswohnung hin,
Wo ich glücklich in des Freundes Armen,
Wo ich ruhig, wie zu Hauſe, bin.

Und da ſitz' ich nun am ſpäten Abend
In dem weiten, hochgebauten Saal
Noch allein, und denke dieſes Tages
Und der jüngſt vergang'nen noch ein Mal.
Alberts Mutter ging ſchon längſt zu beten
Mit den Kindern in ihr Schlafgemach;
Auch mein Albert und die treue Gattinn
Folgten bald der frommen Mutter nach.
Und ſo muß ich, meine theure Freundinn,
Schließen, und zur Ruhe gehn, wie ſie.
Von der Reiſe ward ich herzlich müde;
Doch an Sie zu denken werd' ich's nie.

Schwediſches Trinklied *).

Komm, muntre Lache, komm hernieder,
Verweil' ein Stündchen hier am Tiſch!
Zum Lob des Weines ſchallen friſch,
Zu Bachus Ehren unſ're Lieder.
Steig' aus dem duftenden Pokal
In unſ're Herzen, unſ're Kehlen,
Und laß es nicht an Scherzen fehlen
Bey unſerm Freudenmahl!

Vom Rand des Bechers fliehn die Sorgen
Wie Eulen vor des Tages Licht.
Es läßt ein Abendräuſchchen nicht
Bekümmert um den nächſten Morgen.
Ja, Brüder, unſer eig'nes Wohl
Gebeut uns, nicht den Wein zu ſparen:
Wollt ihr ein ſtetes Glück erfahren,
Seyd ſüßen Weines voll!

*) Dieſe beiden letzten Gedichte ſind in den Almachen nur mit „Pp.“ unterzeichnet. Innere Gründe ſchienen mir aber, nach meinem (venia verbo!) blutverwandten Gefühle, die Authentie derſelben zu bekräftigen, und ſie ſind daher den andern hier angehängt worden. Sollte aber dennoch ein Irrthum Statt finden, ſo wird um Berichtigung gebeten. L. M. H. Pape.

Die ſchlechteſte der Religionen
Iſt Mahomed's, bey meinem Eid!
Mißt man der Traube Süßigkeit,
Was helfen Königreich' und Thronen?
Nein, ſelbſt des Mädchens offne Bruſt
Kann keinen Reiz dem Auge mahlen,
Wenn nicht der Trank aus den Pokalen
Mein Herz geſtimmt zur Luſt.

Wann ſah man Heldenruhm erſtrebn
Von einem Waſſertrinker? Nein!
Nur Bacchus, Bacchus kann allein
Der Ehre Hochgefühl beleben.
Man ſagt, es hat der Traube Saft,
Einſt in der Menſchheit ſel'ger Jugend,
Entflammt des ſtrengen Cato Tugend
Mit doppelt ſtarker Kraft.

Dem Mann, der obliegt Bacchus Werke,
Fehlt es an Witz und Scharfſinn nie;
Denn ſchon des Leibes Wohlſtand, ſieh!
Gibt Zeugniß von der Seele Stärke.
Da kommt er aus dem Heiligthum,
Und tänzelt künſtlich hin und wieder:
Schreib', Newton, uns die Linien nieder!
Doch, ach! hier ſtirbt dein Ruhm.

Den Muth des Heeres zu beſeelen,
Steckt Alexanders kühne Hand
Der Griechen ganze Flott' in Brand.
Doch that er es mit dürrer Kehlen?

Nein, nur bey wohlgenetztem Schlund
Hat er den weisen Rath gefunden;
Der Arm, der Parther überwunden,
Bog fleißig sich zum Mund.

Und sollt' ich nicht mit Ruhm gedenken
Des Königs, der im Meth ertrank?
Mag uns der Himmel einst zum Dank
Ein gleiches Todesschicksal schenken!
Ja! möchten aus der Erde Qual
Wir taumelnd in den Himmel gehen!
Und sey das Erste, was wir sehen,
Ein schweppender Pokal!

An die Tobackspfeife.

O Buſenfreundinn, die ich zuerſt verkannt,
Dann lieb gewonnen, die du mir nun hinfort
Gefährtinn ſeyn ſollſt meines Lebens,
Pfeife, dir will ich ein Loblied ſingen!

Des Hohns unachtſam, den mir ein Stuperheer
Entgegen ziſchelt, oder ein ſtrenger Mann,
Dem unter vier verhaßten Dingen
Rauch des Tobacks in der Seele ſeind iſt *),

Verkünd' ich Wahrheit. Lieblicher reizen nur
Der Zunge Nerven etwa der Traube Saft,
Des goldnen Apfels milde Friſche,
Oder des träufelnden Honigs Süße,

*) Siehe in Schiller's Muſen-Almanache für das Jahr 1796 das 66. Epigramm.

Als deine Düfte, die du mit gleicher Luſt
Zwey Sinne nährest, Pflanze Kolumbiens,
Wann du in ſanft verſchlung'nen Kränzen
Aus der umbänderten Pfeife wirbelſt.

Die ſchönſte Speiſe wecket den Ueberdruß,
Zu oft genoſſen. Sattheit und Ekel folgt
Dem Fürſtenmahle. Einzig Eines
Mündet uns immer, Genuß des Brotes,

Und du, o Pfeife! Leg' ich am Abend dich
Befriedigt nieder, fliegt doch mein erſter Wunſch
An jedem Morgen dir entgegen,
Daß du Gefährtinn des Tages werdeſt.

Wohl viel entbehrt ſich. Steht auf dem Schenktiſch mir
Der Becher trocken, dampfet die Bole nicht,
Ich ſchlag' es aus dem Sinne. Deiner
Lernte kein Sterblicher ſich entſchlagen.

O du, der Mühe Freundinn, des Armen Gut!
Unſchätzbar Kleinod Arbeitermüdeter!
Da ſteht geſengt vom Sonnenbrande
Schlaff und ermattend der Landbebauer.

O, gebt ihm Labung! Ihr, die ihr nie entbehrt,
Die ihr im ſüßen Kitzel der Sinne nie
Bedürfniß kennt, erquickt den Armen!
Siehe, dich nimmt er, gewünſchte Pfeife,

Und iſt zufrieden. Rechne die Freuden auf,
Die du geſchaffen, zähle die Schmachtenden,
Die du erquickt, und gib mir Zeugniß,
Ob ich in Thorheit ein Lied dir weihe!

Auch mich erfreust du, Freundinn, in Einſamkeit.
Wie oft aus Träumen, Mißmuth und Ungeduld
Führſt du zum Gleichmuth mich zurücke,
Und zu der Häuslichkeit ſtillen Freuden!

Gedankenfreundinn, die du am ſtillen Pult
Den Grübler ſtärkeſt, manches gelehrte Werk
Haſt du geſponnen; manches Liedes
Muſe warſt du, wann die Neune ſchliefen.

Von dir gefördert, rinnen in ſanftem Fluß,
Band der Geſellſchaft, froh die Geſpräche hin.
Geſelligkeit und Zutrauen ſtrömet
Schnell in dem Kreiſe dein blauer Duft auf.

Herold des Friedens, dampfendes Kalumet,
Wie könnt' ich dein vergessen! O kommt heran,
Ihr, dieses Liedes böse Spötter,
Laßt uns die Pfeife des Friedens rauchen!

IV.

Anhang,

in ungebundener Rede.

Vaterſchmerz.

Ein Zufall, den ich zu den glücklichſten meines Lebens rechne, machte mich mit Möhring bekannt. Hatte mich jemahls eine Phyſiognomie wunderbar an ſich gezogen, ſo war es die ſeinige. Denn dieſe edle Einfalt, dieſe off'ne Gutmüthigkeit, und dieſe ſtille, heilige Wehmuth hatte ich noch nie in einem menſchlichen Geſicht ſo unbeſchreiblich rührend geſehn. Ich konnte nicht eher ruhen, bis ich mir ſeine Bekanntſchaft, und dann ſeine Freundſchaft erworben hatte. Wollte Gott, mein Glück hätte länger gedauert!

Er lebte damahls in Seenfeld in einer ſorgenfreien Lage auf ſeinem Gütchen, das ihm unerwartet durch eine Erbſchaft zugefallen war. Aber zu ſpät für ihn! Nahrungskummer und vielfacher Gram hatte lange die liebevollſte, zärtlichſte Ehe des beſten Menſchen getrübt.

Vor einigen Jahren erlag die Geſundheit ſeines Weibes, auch die ſeinige war längſt zerrüttet. Dem Witwer blieb ein Sohn übrig, und auf dieſen fiel nun ſeine ganze unendliche Liebe.

Ludwig, der ſchöne ſiebenjährige Knabe, war nicht das heit're, fröhliche, unbefangene Kind, wie die andern ſeines Alters. Mitten unter ſeinen kindlichen Spielen erkannte man an ihm die Blicke, die Seufzer, die Thränen ſeines Vaters. Nie hatte die ſchaffende Natur in einem lebenden Weſen das Bild ſeines Urhebers, gleichſam nach verjüngtem Maßſtabe, treuer entworfen.

Wenn ich den früh reifen, und, wie meine Ahnung

mir sagte, vielleicht frühvollendeten Knaben betrachtete, ward ich wehmüthig. Ich bat den Vater so oft und so dringend, seinen Einzigen, seinen Liebling mit alle dem zu verschonen, was seinen Geist sehr anstrengen, und sein Gefühl spannen könnte. Hätte er mich doch gehört! Der Geist und das Gemüth dieses Kindes würde noch immer früh genug sein physisches Leben überwältigt haben. Aber er, unbesorgt von Natur, sah nicht die auffallendste Disharmonie, und so verkürzte er gewiß noch mehr das Leben seines Lieblings und sein eigenes.

Es war im Anfang des Herbstes, als ich einen Brief von Möhring erhielt, der, wie ich sehen konnte, mit zitternder Hand geschrieben war. „Kommen Sie zu mir, schrieb er, wenn es Ihnen möglich ist. Mein und Ihr lieber Ludwig liegt gefährlich krank. Erhält Gott ihn mir, so wollen wir mit unserm guten Jungen Tage der stillen Fröhlichkeit feiern. Muß er aber, ach! kaum mag ich es schreiben, was ich fürchte, schon so früh vollenden, so wollen wir wenigstens, lieber Freund! gemeinschaftlich unsere Thränen dem geliebten Todten nachweinen, den wir im Leben so herzlich geliebt haben.“

Ich eilte, ich ging nach Seenfeld; aber ich fand unsern Ludwig schon im Sarge. Ich sah den Vater sich über sein Kind beugen, seinen Mund, seine Stirn, seine Augen küssen; da drückte ich die kleine Hand des Knaben, und wir sagten ihm beide gemeinschaftlich das Lebewohl. In Möhrings Hause war während dessen die größte Zerstreuung, und in den zwey Tagen, die ich noch bey ihm blieb, war er selbst weit ruhiger, als ich erwartet hatte.

Ein paar hundert Schritte weit begleitete er mich zum Dorf hinaus; dann standen wir still, um von einander Abschied zu nehmen. „Sie sehen, lieber Freund, hub er sanft und etwas feierlicher an, ich habe mich gefaßt in diesen Tagen, mehr als ich anfangs hoffen konnte. Mein Schmerz um meinen Ludwig ist gestillt. Ich habe meinen Plan für die Zukunft gemacht. Und nun bin ich heiter, wirklich recht heiter. Und so leben Sie denn von Herzen wohl!" Das sagte er, und küßte mich, und ein paar Thränen, fast wie Freudenthränen, standen in seinen schönen, hellen, verklärten Augen. Ich wußte damals nicht, was ich eigentlich von ihm denken, und wie ich diese Ruhe, diesen Gleichmuth eines Herzens, das seines Alles beraubt und verlassen war, mir erklären sollte. Aber eine dunkle und geheime Bedeutung drang sich meiner Ahnung in den Worten auf: Ich habe meinen Plan für die Zukunft gemacht.

Der kommende Winter trennte uns persönlich. Ich erhielt zwischendurch einige Briefe von ihm, in denen er mir schrieb, daß seine Gesundheit merkbar abnehme; allein ich, durch seine letzten Aeußerungen sichergemacht, achtete nicht darauf. Im folgenden Sommer hinderten mich mancherley Umstände, meinen Freund zu besuchen. Auch drang er in seinen Briefen, die immer seltener und kürzer wurden, nicht sehr darauf. Und eben damals, als ich fast im Begriff stand, ihn zu beschuldigen, seinen Sohn und seinen Freund so leicht und so bald vergessen zu haben, großer Gott! da las ich in den öffentlichen Blättern die Anzeige seines Todes.

Mich konnte nichts halten, ich mußte nach Seenfeld.

Als ich in das liebe Haus trat, kamen mir seine beiden Neffen entgegen, verwaiſete Kinder, ungefehr von gleichem Alter mit dem früh vollendeten Ludwig, und traurige Erinnerungen an ihn. Der gute Oncle hatte ſie zu ſeinen künftigen Erben eingeſetzt. Dann kam Hartmann, ehmals ſein Lehrer und nachher ſein Freund. Der redliche, immer kränkelnde Mann hatte bisher eine kleine Penſionsanſtalt in der Nähe verwaltet. Möhring hatte ihn nun in ſeinem Teſtament zum Erzieher der Neffen beſtimmt, und ihm für ſeine Lebenszeit unter gewiſſen Bedingungen den Genuß ſeines Gütchens geſichert. Was ich von den letzten Lebenstagen meines Freundes weiß, erfuhr ich durch ihn.

Hartmann erzählte mir alles. Möhring hatte, wie er gewiß behauptete, ſein nahes Ende nicht allein vorhergeſehn und gewünſcht, er hatte es ſelbſt herbeygeführt. Von allem Umgang zurückgezogen, hatte er planmäßig ſein Leben betrauert und verweint. „Sehen Sie, ſagte Hartmann, als wir in das Wohnzimmer des Verſtorbenen traten, da ſteht das Bett noch. Da hat unſer rechtſchaffener Freund das letzte Jahr hindurch um ſeinen Herzensſohn manche ſtille Thräne vergoſſen; und da hat er vielleicht nach mancher ſchlafloſen Nacht den grauen Morgen dämmern geſehn. Aber das wollte er eben; und das war ja das Einzige, für das er noch Sinn hatte.“ Ich blickte an den Wänden umher. Da hingen Gemählde und Zeichnungen, die ſich alle auf Ludwigs kurzes Leben bezogen, und alle von Möhrings eigener Hand. Es war die volle Arbeit eines Jahrs. Was mich am innigſten ergriff, das war die Darſtellung eines todten Lieblings, in täuſchender Aehnlichkeit,

und ſichtbar mit unermüdetem Fleiſſe gearbeitet. So hatte ich den Knaben, gerade vor einem Jahr, zum letzten Mal im Sarge geſehn.

Wir ſtiegen nun eine Treppe hoch. Da führte mich Hartmann in ein halb verdunkeltes Kämmerchen, das Heiligthum des Verſtorbenen. Hier ſaß im Hintergrunde des Zimmers Ludwig, in Lebensgröſſe, in ſeiner gewöhnlichen Kleidung, an einem Tiſch, und um ihn her waren ſeine Bücher und ſein Spielzeug. Hier brachte der Vater am Morgen eines jeden Sonntags nur eine einzige Stunde zu, und erleichterte ſich in milden Thränen. Dann vertrauerte er wieder ſechs Tage mit Freude und mit Hoffnung auf den nächſten Sonntag.

Als er bettlägerig wird, erzählten der Diener und die Mägde, und als nun der nächſte Sonntag wiederkömmt, da müſſen ſie ihn noch ein Mal die Treppe faſt hinauftragen. Lange ſitzt er allein. Endlich klingelt er. Als ſie hinaufkommen, finden ſie ihn faſt ohnmächtig. Er winkt, ihn anzufaſſen; ſchüttelt dann wehmüthig das Haupt, als wollte er ſagen: ich kann nicht mehr! und kömmt ſo, bitterlich weinend, zum letzten Mal die Treppe herunter. In der Nacht vom Dienſtag auf den Mittwochen fängt er an zu phantaſieren, fällt dann abwechſelnd in einen unruhigen Schlummer, und ruft abermals mit gedämpfter, jammernder Stimme: Ludwig! mein Ludwig! Mit dem Anbruch des Tages legt er ſich dann, wie zum Schlaf, auf die andere Seite. Nach wenigen Minuten iſt ſein Athem ſtill. Sie finden ihn todt.

Am Morgen nach meiner Ankunft in Seenfeld, ganz in der Frühe, weckte ich die Neffen. Sie mußten mit

mir in den Garten gehen. Hier zeigte ich ihnen die Lieblingspflanze der beiden theuren Verstorbenen, und redete von ihnen. Dann betrachtete ich noch lange die kleine, aber schöne Anlage, als würde ich sie nie wieder sehen. Ich nahm Abschied von dem redlichen Hartmann und von den Reben. Noch ging ich noch hin und besuchte das Grab meines Freundes. Nahe dabey war das Grab seines Sohnes, auf dem das üppige Gras anfing zu welken. Das seinige war noch mit frischer Erde bedeckt. Unwillkührlich schrieb ich mit meinem Reisestab ein Vale darauf. Ach! in diesen Augenblicken der schmerzlichsten Erinnerung fühlte ich erst die eigenen Wunden wieder, die mir nur kürzlich der Tod eines lieben Kindes geschlagen hatte. Stillweinend blickte ich wieder auf das Grab. Da war es mir, als redete der Todte die Homerischen Worte zu mir herauf, die Herakles Gebild zu Odysseus sprach:

Armer! auch Dich belastet ein jammervolles Verhängniß,
Wie ich selbst es ertrug im Strahl der leuchtenden Sonne.

Es war ein stiller, trüber Herbstmorgen, an dem ich Seefeld verließ. Als ich an das Tannengehölz kam, das die Aussicht auf das Dorf hemmt, da zündete ich meine Pfeife an; dann warf ich noch Ein Mal meine Blicke auf das rothe Ziegeldach, unter Erlen und Birken versteckt.

Du bist nun glücklich, alter Freund! Mich knüpfen noch andere Bande an dieses Leben. Sonst — o! was kann süßer seyn, als sich hinüber zu weinen, so wie du, und denen nachzufolgen, die vorangingen.